Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 72 (1972)

Kapitel: D: Plangrabungen
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rüdengasse/Freie Straße: In der Hauptpost mußte an einer Stelle im Zusammenhang mit Umbauten das Birsiggewölbe eingerissen werden. Dabei kamen als Mauerhinterfüllung neuzeitliche Keramik zum Vorschein, daneben aber auch einige Eichenpfähle, die wahrscheinlich von einer seitlichen Eindämmung des Flusses stammten. Eine exakte Beobachtung war aus technischen Gründen nicht möglich.

Spitalstraße 21: Vor der Haupteinfahrt zum Bürgerspital wurde auf der ganzen Länge des Fernheizungsgrabens ein Mauerzug angeschnitten. Dort, wo die nordwestliche Zufahrtsrampe einbiegt, konnten zudem Reste eines mit einem Backsteingewölbe überdeckten Kellers beobachtet werden, dessen Wände verputzt und dessen Boden mit Tonplatten belegt waren. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um die Reste des Hauses, das Merian auf seinem Stadtprospekt mit Treppengiebeln und anschließenden Feldreben wiedergibt. Die Längsmauer würde sehr gut zur Einfassungsmauer der Landstücke passen, welche die ganze Straßenflucht säumte.

Ulmenweg 5: Auf der Fahrbahn zwischen den Liegenschaften Ulmenweg 5 und 6 wurde ein Sodbrunnen aus sauber zugehauenen Wiesentaler Sandsteinen angeschnitten. Es dürfte sich um die gemeinsame Wasserversorgungsstelle der dortigen Arbeiter-Wohnkolonie gehandelt haben.

Untere Rebgasse 17/19: Quer durch das Areal dieser Großüberbauung führten zwei alte Gewerbekanäle, die später teilweise eingewölbt wurden. Die Gewölbe bestanden aus Backsteinen, überspannten in flachem Bogen eine Breite von 1,70 m und wiesen im Scheitel eine Höhe von 1,60 m auf.

D. Plangrabungen

Riehen-Britzigerwald: Grabhügel 1971

Alex Furger

Die Störung durch das Fundament für eine Versuchsantenne machte die Untersuchung des Grabhügels B notwendig. Sie stand unter der Leitung des Kantonsarchäologen, unterstützt von Herrn W. Geiger, Grabungstechniker, der die steingerechten Aufnahmen

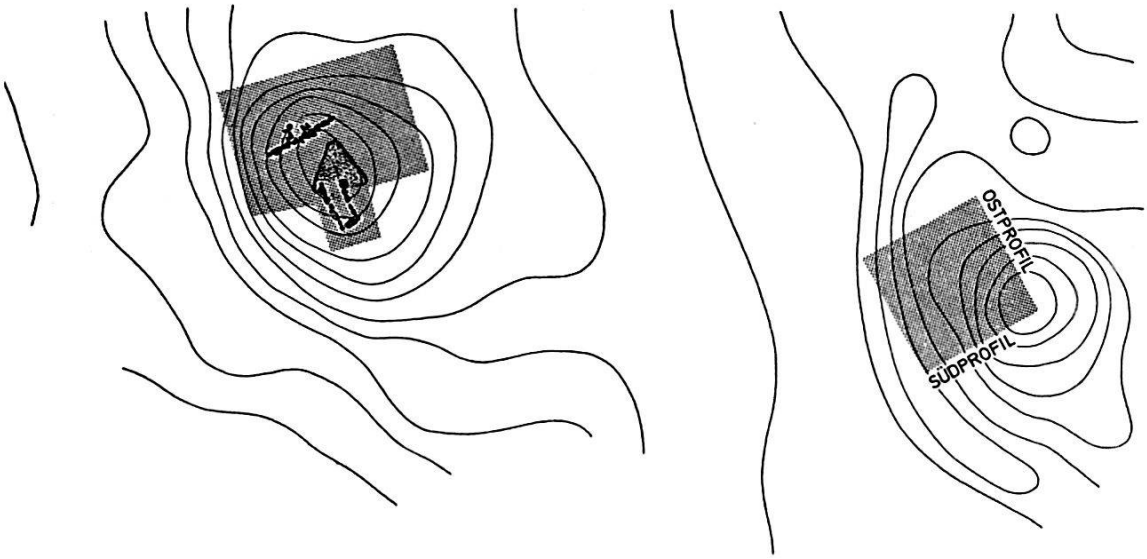


Abb. 11. Riehen-Britzigerwald: Rechts der Grabhügel 1969, links Grabhügel 1971. Untersuchte Flächen sind gerastert. Beim Grabhügel 1971 sind zudem Kammergrab und Abschlußmauer mit Ossuar markiert sowie die dreieckige, moderne Störung im Zentrum. – Maßstab 1:400.

machte, während mir zur Hauptsache die Führung des Tagebuches und die Bergung des anthropologischen Materials oblagen. Ich danke dem Kantonsarchäologen, daß er mir die Publikation im Jahresbericht anvertraute, Herrn W. Geiger für die Beratung bei den Abbildungen und nicht zuletzt Herrn Prof. L. Berger für die Durchsicht des Manuskriptes.

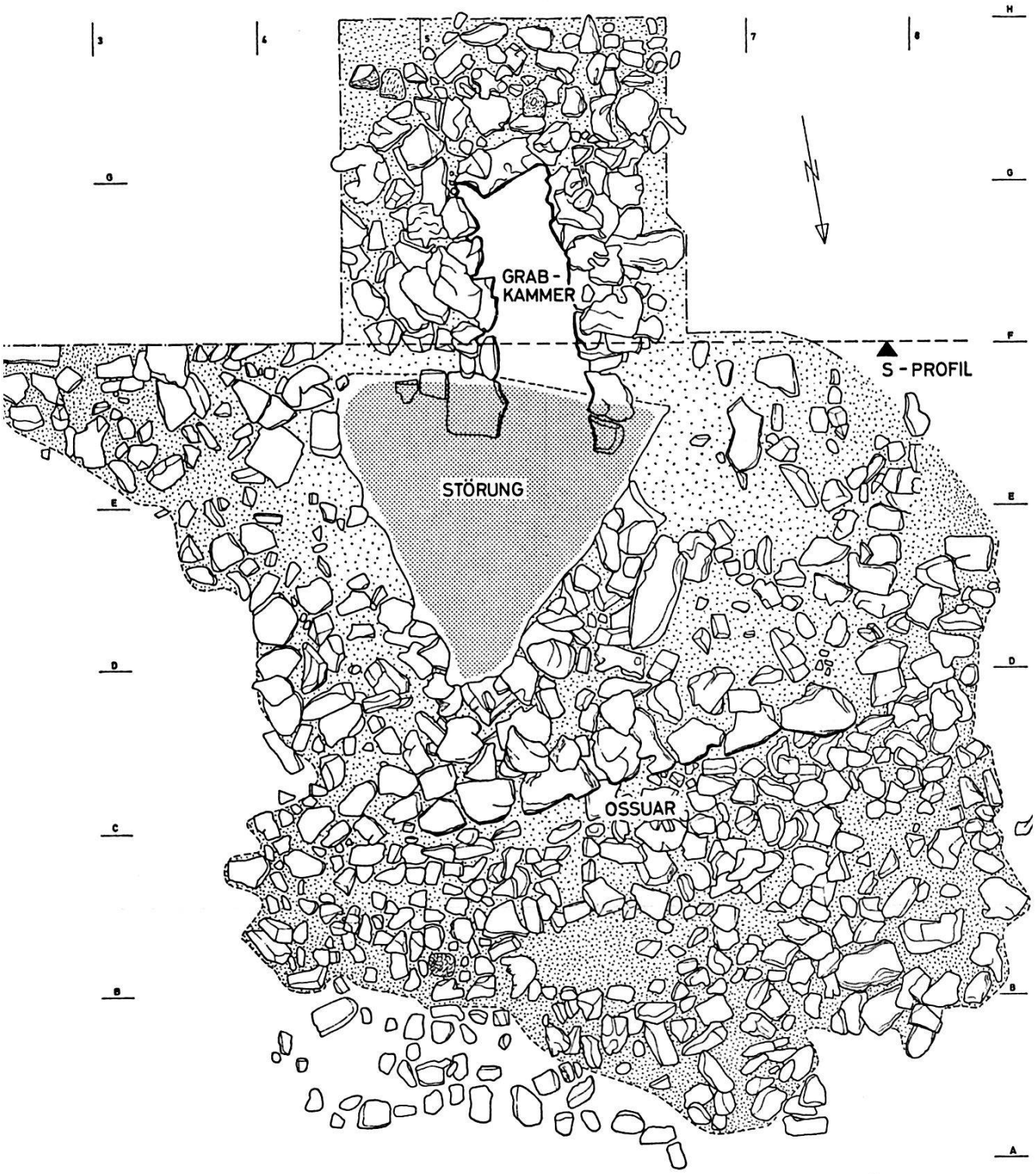
Grabungsbericht

Der Grabhügel 1971 liegt unmittelbar neben dem Hügel 1969 (Abb. 11)[43].

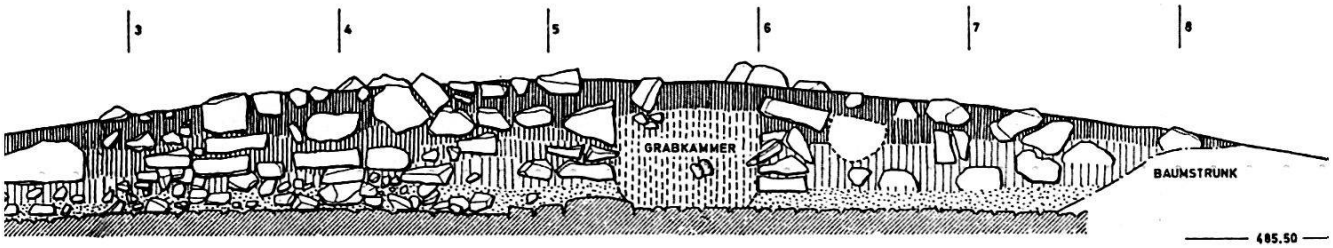
Zu Beginn der Grabung wurde der nördliche Hügelteil bis zur Linie G vom Waldhumus befreit und ein dichter Steinpanzer freigelegt (Abb. 12). Die Oberflächen der Kalksteinbrocken waren stark verwittert und wiesen alle verrundete Kanten auf. Der Hügelrand war nach Abtragen des Waldhumus gut erkennbar. Außerhalb

[43] BZ 70, 1970, 250, speziell Tafel 3.

Abb. 12. Riehen-Britzigerwald Grabhügel 1971: Steingerechte Aufnahme nach Entfernung der obersten Steinlage. Die Ummauerung des Zentralgrabes und die Abschlußmauer lassen sich bereits ablesen. Das Ossuar selber zeichnete sich noch nicht ab. Unten das Querprofil auf Linie F. Aufnahme W. Geiger. – Maßstab 1:50.



SÜDPROFIL AUF LINIE F



lagen nur wenige große Steine, die vermutlich vom Hügel heruntergerollt sind, während der Hügel selbst aus größeren Kalksteinen dicht aufgehäuft war. Lediglich in Quadratmeter E4 waren nur wenige kleinere Steine in der Walderde eingebettet. Die Oberfläche des gewachsenen Bodens unter dem Waldhumus bildete die Verwitterungsschicht des anstehenden Kalkfelsens. An der nördlichen Hügelperipherie lagen in 8 cm Tiefe eine Bronzespachtel (Abb. 17.1) und am Ostrand in 20 cm Tiefe verschiedene rote Keramikscherben (Abb. 17.3). Beim Abdecken des Steinpanzers auf der Hügelnordhälfte bis Linie F kamen wenige brandgerötete Kalksteine und verschiedene kleine Silex- und Keramikfragmente zum Vorschein (z. B. Abb. 17.4), die sich zwischen und unter der obersten Steinlage befanden. Bei Punkt E3 lag zwischen den obersten Kalkbrokken ein Quarzitschlagstein; in Feld D3 fand sich ein Sandstein mit deutlichen Schleifspuren (Abb. 17.2, 5).

Nach Abtragen der obersten Steinlage zeigte sich, daß der Tumulus bis auf den gewachsenen Boden aus dichtgepackten Kalksteinen aufgebaut war (Abb. 12 Profil). In der oberen Zone waren die Zwischenräume mit dunklem Waldhumus aufgefüllt, in dem besonders auf der Westseite zahlreiche kleine Keramikscherben und verwitterte Knochenfragmente lagen.

Der zweitoberste Steinmantel[44] wurde ebenfalls präpariert und steingerecht aufgenommen (Abb. 12). In den Feldern C5 bis C7 zeichnete sich eine Steinreihe mit gerader, etwa ostwest verlaufender Flucht ab, im Strich hervorgehoben. In einem weiteren Arbeitsgang wurden nördlich dieser Linie die restlichen Steinlagen bis auf den gewachsenen Boden abgetragen. Die Walderde ging im zweitobersten Steinmantel in lehmige Braunerde über. Darin lag in Quadratmeter C7 eine schöne, beidkantig retuschierte Klinge aus beigem Silex (Abb. 17.7). Die beim Präparieren des zweitobersten Steinmantels beobachtete Steinreihe entpuppte sich als Krone einer einhäuptigen Trockenmauer. In den Feldern B6 und C6 fiel eine starke Konzentration an Keramikscherben und verbrannten Kno-

[44] Die Bezeichnung «erster, zweiter, dritter Steinmantel» bezieht sich lediglich auf den Abbauvorgang der Steinkuppe und nicht auf eine stratigraphische Lagerung von drei getrennten Steinlagen. Es scheint sich um einen ursprünglich kompakten Steinhaufen zu handeln, der langsam von Walderde überdeckt wurde.

Einzig beim obersten Steinmantel könnte es sich um eine Schüttung handeln, die erst nach Einbau der Trockenmauer angelegt wurde; denn diese kam erst nach Abdeckung der obersten Lage zum Vorschein. Doch könnte das klare Bild im obersten Steinmantel durch Verschiebung der Steine auch verwischt worden sein.

chensplittern auf. Beim weiteren Freilegen kam ein Steinring zum Vorschein, der an die Nordseite der Trockenmauer angebaut war. In diesem Steinkranz lagen zahlreiche Keramikscherben (Abb. 16.1), drei Bronzeringe und das durch Brand verbogene Fragment eines vierten (Abb. 16.2–5), nebst kalziniertem Leichenbrand. Auf der Sohle des Steinkranzes lag ein großes, zusammenhängendes Bodenstück eines Gefäßes, das wegen seiner Brüchigkeit in Gips geborgen werden mußte[45]. Unter dem Gefäßboden lagen weiterer Leichenbrand und eine Randscherbe (Taf. 3, unten).

Die Fundansammlung war auf den Steinkranz vor der Trockenmauer beschränkt, der einen Durchmesser von 35 cm im Licht aufwies (Abb. 13). Es darf deshalb von einem Ossuar gesprochen werden. Die Funde erstreckten sich in Lagen von 5 bis 21 cm über dem gewachsenen Boden. Vom Steinkranz war nur noch die unterste Lage intakt. Am Ostrand lagen zwei Platten in Versturzlage, schräg an den untersten Stein gelehnt. Demnach dürfte das Ossuar ursprünglich mit drei Steinlagen zirka 30 cm hoch eingefaßt gewesen sein. Auch ein nördlich vorgelagerter Stein dürfte dem Steinkreis zuzurechnen sein (Abb. 13).

Die ostwest verlaufende, das Ossuar südlich abschließende Trokkenmauer war auf einer Länge von 3,3 m erhalten. Sie war aus flachen Kalksteinplatten direkt auf den gewachsenen Boden aufgeschichtet. Ihre größte erhaltene Höhe betrug bei fünf Lagen 50 cm. Mehrere Mauersteine waren an der Stirnseite brandgerötet, was auf einen Feuerplatz unmittelbar davor hinweist.

In der Folge wurde auch südlich der Ossuarmauer der zweite Steinmantel bis an das Antennenfundament abgetragen. Da der Beton ohne Verschalung direkt in das dreieckige Erdloch gegossen worden war, hatten wir die Gewähr, daß der Boden bis dicht an den Sockel ungestört war. Die Erde wurde auch hier in der Tiefe zunehmend lehmiger und heller und enthielt verstreute Menschenknochen, die in keinem anatomischen Zusammenhang mehr waren. In Feld C6 kam in der zweiten Steinlage eine verzierte Wandscherbe zum Vorschein (Abb. 17.8). Als Ergebnis des Grabungsvorganges blieb in der Hügelmitte ein dritter Steinmantel stehen. Darin und darunter lagen wiederum zahlreiche Menschenknochen wirr durcheinander. In den Feldern D6 und E6 fiel eine Häufung von Fußknochen auf. Unmittelbar auf der anstehenden Bodenschicht lagen in Feld D6 eine Bronze-Nadelspitze (Abb. 17.9) und in Feld E6 verschiedene rötliche und braune Keramikscherben

[45] Die Bergung geschah unter Leitung von Herrn E. Perret, Präparator am Historischen Museum Basel.

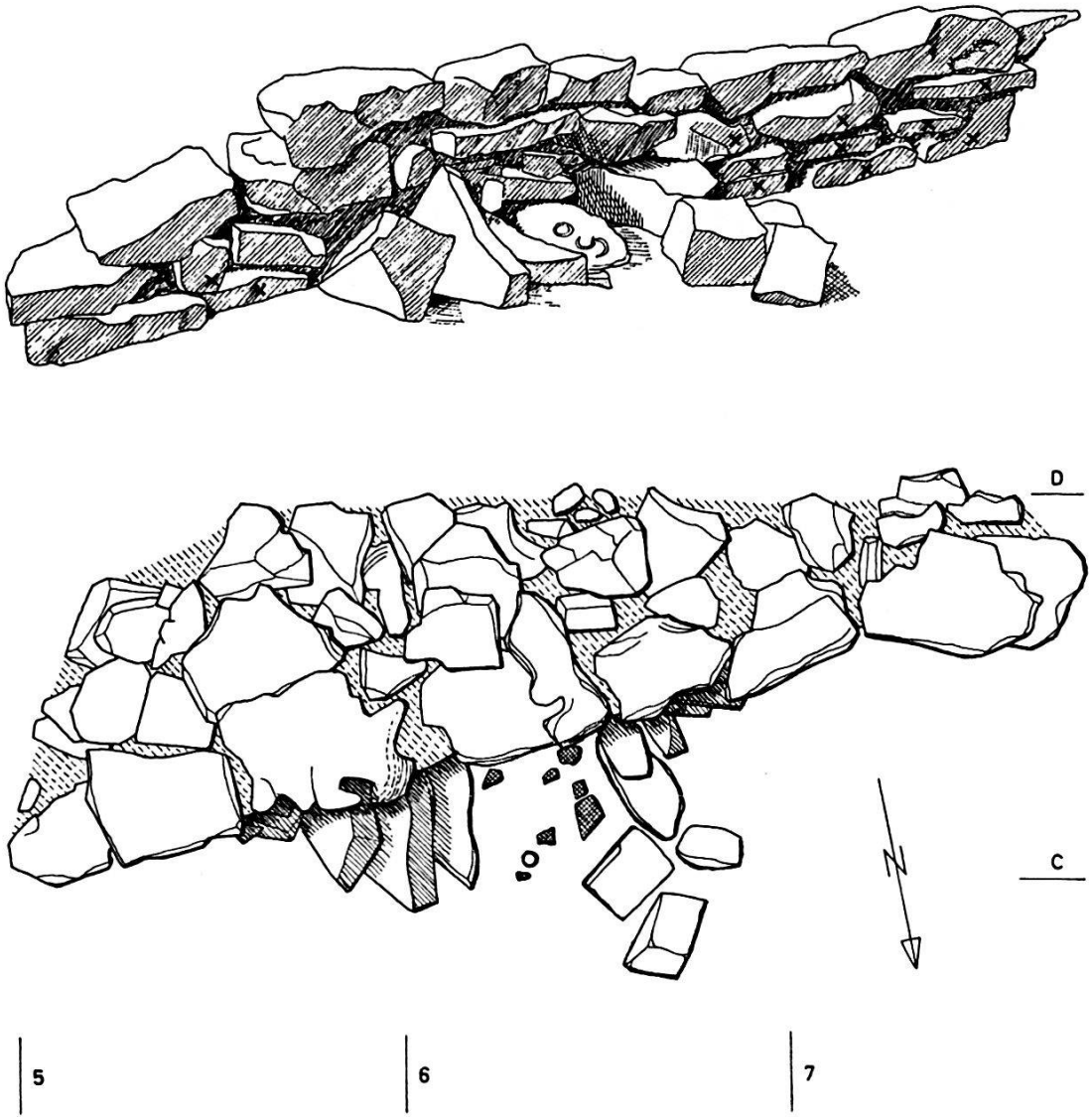


Abb. 13. Riehen-Britzigerwald Grabhügel 1971: Abschlußmauer mit Ossuar. – Oben, perspektivische Ansicht, Steine mit Brandrötung sind mit Kreuz markiert. – Unten, steingerechte Aufnahme der Aufsicht.

(Abb. 17.6). Außer der Trockenmauer beim Ossuar wurde das Hügelmaterial rund um den Betonsockel bis an Linie F abgetragen. Mit einem Kranwagen konnte dann das nun freistehende Betonfundament abgehoben werden. Darunter lagen noch zahlreiche Knochen in situ: Die nordwestlich des Sockels angetroffene Häufung von Fußknochen konnte weiter verfolgt werden. In Feld E 5 endlich kamen mehrere Langknochen zwischen Linie F und dem Betonblock zum Vorschein (Abb. 14).

Bei der Aufnahme des Hügelprofils auf der ungestörten Linie F gegen Süden (Abb. 12) fielen zwischen Linie 5 und 6 zwei angeschnittene Mauerwangen auf, deren Zwischenraum mit lehmiger Braunerde angefüllt war und zahlreiche Langknochen enthielt. Dies führte zur Vermutung, daß wir eine Grabkammer ange-

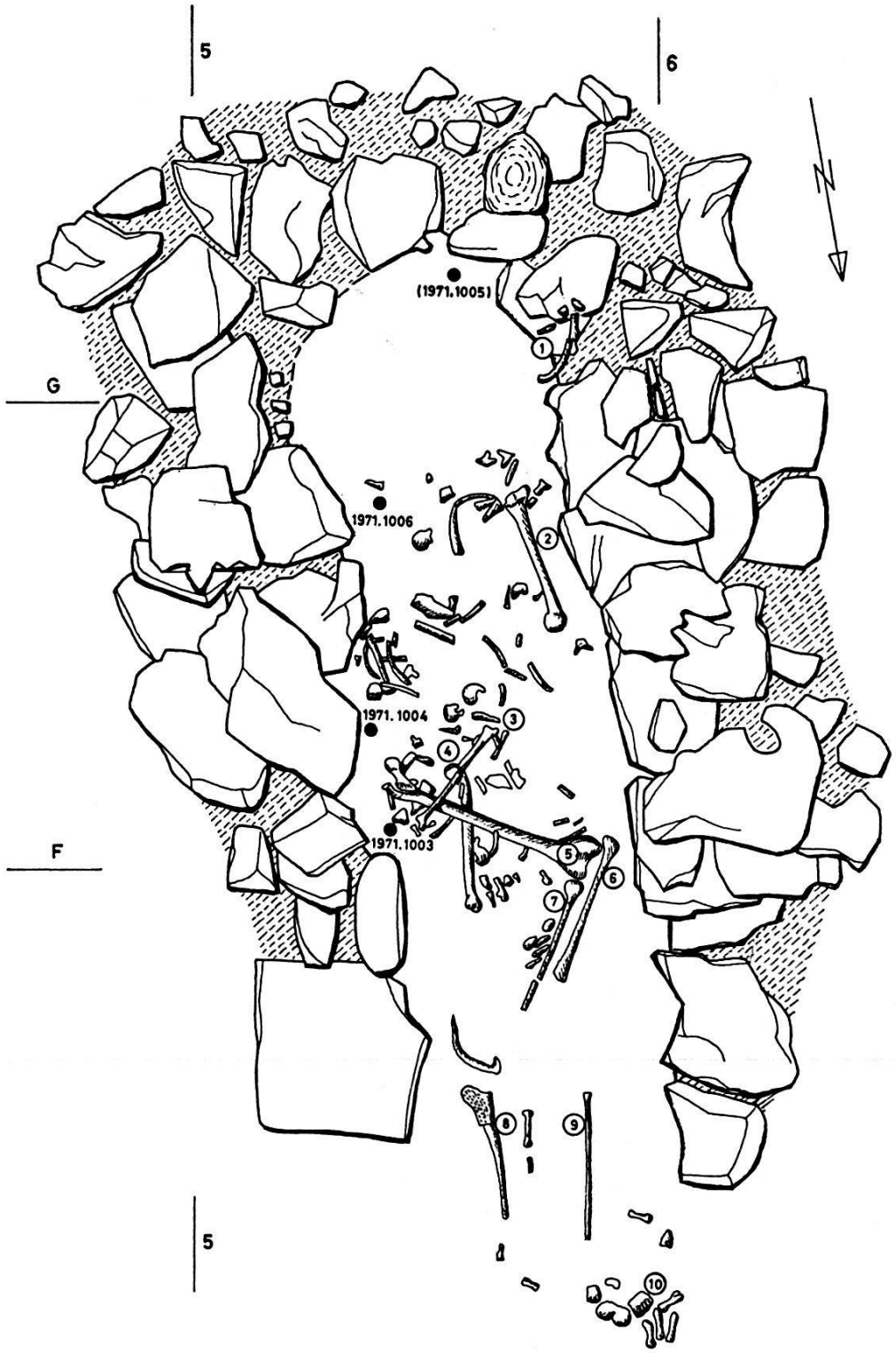


Abb. 14. Riehen-Britzigerwald Grabhügel 1971: Zentrales Kammergrab. Schwarze Punkte mit Museumsnummern beziehen sich auf den beigefügten Katalog; die Nummern mit Umkreis auf die anthropologische Bestimmung: 1 = Schädelknochen; 2 = rechter Oberarm; 3 = linke Speiche; 4 = linker Oberarm; 5 = linker Oberschenkel; 6 = linkes Schienbein; 7 = rechter Oberschenkel, fragmentiert in Seitlage; 8 = rechte Unterschenkelknochen; 9 = linkes Wadenbein. Aufnahme A. Furger. – Maßstab 1:20.

schnitten hatten. Um deren Auffüllung schichtenweise untersuchen zu können, wurde die Grabungsfläche bis Linie G, 50 erweitert. Bereits beim Abtragen des obersten Steinmantels kamen in Feld G 5 größere Hirnschädelfragmente und ein Unterkieferbruchstück zum Vorschein, und zwar in sehr unterschiedlichen Höhenlagen, ferner stark brandgerötete Kalksteinbrocken und 8 cm unter der Humusoberfläche ein verbogener, 15 cm langer und 0,7 mm dicker Draht aus hochkarätigem Gold (Abb. 15.5). Dieser Fund ließ nichts Gutes erahnen. Die im Profil erkannten Mauerwangen erwiesen sich als Teile einer oval-rechteckigen, 60 cm breiten und genau südnordorientierten Grabkammer. Sie setzte direkt auf den gewachsenen Boden auf und enthielt viele zwar gut erhaltene Menschenknochen, die aber in ihrer Lage vollkommen gestört waren (Abb. 14). Schädelfragmente fanden sich zur Hauptsache am Südende, während der Großteil der Fußknochen am Nordende unter dem Betonfundament lag, was eine ursprüngliche Südnord-Orientierung des Toten wahrscheinlich macht. Zwischen den Knochen, entlang der Ostmauer, lagen in Feld F 5 zwei kleine Fragmente eines schnurverzierten Bechers (Abb. 15.1, 2) und unmittelbar auf dem Fels ein Abschlag aus ockerfarbigem Silex (Abb. 15.3) und eine abgebogene Nadelspitze aus Bronze (Abb. 15.4)[46]. Die Trokkenmauer der Grabkammer war stellenweise noch 65 cm hoch erhalten und von gleicher Bauart wie die Ossuarmauer. Im Störungsbereich des Betonsockels konnte in der untersten Lage die Flucht der Längsmauern noch weiter nach Norden verfolgt werden (Abb. 14). Die Knochen in den tieferen Lagen des Mauergrabes waren alle gut erhalten und scheinen zum gleichen Individuum zu gehören.

Um sicher zu gehen, ob die Verwitterungsschicht vom gewachsenen Fels herrührt, wurde dieselbe nördlich der Linie F durchstoßen. Sie enthielt lediglich in Feld E 4 einen kleinen Buntsandsteinbrocken, der in unmittelbarer Nähe beim Inzlingertal ansteht. Das Bröcklein dürfte beim Bau des Grabhügels eingetrampelt worden sein.

Auswertung

Grabbau und Bestattung:

Es war ein Glücksfall, daß trotz der Störung durch das Antennenfundament die Konstruktionselemente des Grabhügels so klar er-

[46] Die genannten Gegenstände finden sich auf Abb. 14 mit ihren Museumsnummern eingetragen.

kannt werden konnten. Da bisher nur wenige genaue Untersuchungen von bronzezeitlichen Hügelgräbern aus unserer Gegend vorliegen, ist der Befund im Britzigerwald (gemauertes Zentralgrab und Trockenmauer mit Ossuar) besonders aufschlußreich.

Eine ähnliche Kombination im Grabbau liegt aus Tiengen, Landkreis Waldshut (D), vor[47]. Dort wurde um ein steinumstelltes, wenig eingetieftes Zentralgrab mit Körperbestattung ein großes Trockenmauer-Viereck festgestellt, an dessen Nordseite zwei Brandbestattungen angelegt waren. Kimmig datiert das Tiengener Zentralgrab in die frühe Mittelbronzezeit (Reinecke Stufe B 1) und betrachtet die beiden Brandgräber als Nachbestattungen der Stufe B 2.

Ummauerte Körpergräber in mittelbronzezeitlichen Grabhügeln sind keine Seltenheit[48]. Sie sind wohl weniger auf einheitliche Bestattungsgebräuche zurückzuführen, sondern eher abhängig vom örtlichen Angebot an Baumaterial. Wie im Britzigerwald liegen die Körpergräber meist direkt auf dem gewachsenen Boden auf und sind nicht in Grabgruben eingetieft. Die Orientierung der Skelette ist sehr unregelmäßig; sie läßt höchstens innerhalb von mehrfach belegten Hügeln eine Einheitlichkeit erkennen[49].

Die Brandbestattung in einer Ossuarnische ist ein Bindeglied zwischen dem Brandschüttungsgrab, das 1969 im benachbarten Hügel A vorgefunden wurde[50], und den für die Spätbronzezeit typischen Urnengräbern. Bei unserm Hügel wurden die kalzinierten Knochen zusammen mit Schmuckteilen und Scherben eines großen Tongefäßes in einem eigens dafür hergerichteten Steinkämmerlein deponiert. Ob es sich um eine echte Urnenbestattung handelt, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Dagegen spräche die Tatsache, daß unter der Bodenkalotte des Gefäßes neben vereinzelten Knochensplittern auch eine Randscherbe lag; dafür der Um-

[47] Kimmig W. und Unser St., Ein Grabfund der Hügelgräberbronzezeit von Tiengen, Ldkr. Waldshut, in: Germania 32, 1954, 147.

[48] Zum Beispiel in: Wolfhagen (Uenze O., Hirten und Salzsieder, Vorgeschichte von Nordhessen, Dritter Teil, Marburg 1960, 151, Abb. 29, Taf. 64b). – Allendorf (Uenze O. 1960, 151, Taf. 66). – Schwarza, Hügel 2, Bestattung 11 (Feustel R., Bronzezeitliche Hügelgräberkultur im Gebiet von Schwarza (Südthüringen), Weimar 1958, 2 und 67, Taf. 7, 1).

[49] Holste F., Die Bronzezeit in Süd- und Westdeutschland, Berlin 1953, 22; Schaeffer F. A., Les Tertres funéraires préhistoriques dans la Forêt de Haguenau, I: Les Tumulus de l'Age du Bronze, Haguenau 1926, 220; Kimmig W., Weiningen und Harthausen, in: Festschrift Emil Vogt, Zürich 1966, 75, Abb. 3 und 7.

[50] Freuler Chr., Bronzezeitlicher Grabhügel im Britzigerwald bei Riehen, in: BZ 70, 1970, 250, besonders 257 und Anm. 32–34.

stand, daß die Hauptmasse der Knochen und sämtliche Beigaben über dem Gefäßboden lagen[51]. Wie die Beobachtungen im Flachgräberfeld von Immendingen[52] zeigen, sind echte Urnenbestattungen bereits in Bronzezeit D, d.h. für die Übergangszeit von der Mittel- zur Spätbronzezeit nachgewiesen.

Das Geschlecht der Bestatteten läßt sich anhand der Kleinfunde nicht mit Sicherheit bestimmen. Für das Zentralgrab sind der Bronzespachtel (Abb. 17.1) und der Golddraht (Abb. 15.5) nur bedingt maßgebend, da sie nicht in direktem Zusammenhang mit dem Mauergrab gefunden wurden. Der Golddraht als Schmuckteil läßt sich keinem Geschlecht zuweisen, da z.B. goldene Lockenspiralen in Frauen- wie auch in Männergräbern vorkommen[53], während die feingerippte zu einem Spachtel umgearbeitete Nadel wegen ihrer wiederholten Vergesellschaftung mit Waffen oft als Beigabe in Männergräbern belegt ist[54]. Auch die anthropologische Untersuchung der wenigen Schädelreste ergab für die Geschlechtsbestimmung der Zentralbestattung kein eindeutiges Ergebnis (siehe unten).

Bauvorgang und Belegungsablauf:

Rekonstruieren wir den Bauvorgang und Belegungsablauf des Grabhügels (zur Datierung siehe unten): Auf der Kuppe des Britzigerwaldes wurde zunächst in Trockenmauerwerk eine südnordorientierte Grabkammer auf dem anstehenden Fels aufgebaut. Darin wurde ein Leichnam, vermutlich in gestreckter Rückenlage, Kopf im Süden, mit reichen Beigaben bestattet. Über der Grabkammer errichtete man aus den reichlich vorhandenen Kalksteinbrocken einen Hügel, der im unteren Teil auch lehmige Erde enthält, wahrscheinlich zur Hauptsache verwittertes Gestein. In den obersten Lagen erscheint der Panzer als bloßliegender Steinmantel. In späterer Zeit wurde die Nordseite des ursprünglich runden Grabhügels angegraben und mit einer etwa 50 cm hohen Mauer abgestützt. Auf dem so erhaltenen Vorplatz nördlich des Hügels wurde eine Tote mitsamt ihrem Schmuck verbrannt, daher die starke Brandrötung

[51] Es ist auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß das Gefäß in halbzerbrochenem Zustand deponiert wurde.

[52] Immendingen, Gräber 9, 15 und 17: Garscha F., Das bronzezeitliche Gräberfeld von Immendingen, in: Badische Fundberichte 13, 1937, 68, Taf. 5.

[53] Rieth A., Württembergische Goldfunde der Hügelgräberbronzezeit, in: Germania 23, 1939, 148.

[54] Osterwalder Chr., Die Mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 19, 1971, 33.

an etlichen Stirnseiten der Trockenmauer-Steine. Nach der Verbrennung wurden die Knochenasche und der teilweise geschmolzene Schmuck samt einem Gefäß in einem der Trockenmauer vorgebauten Steinkämmerlein deponiert.

Der Vorplatz wurde nun wie der übrige Hügel mit Steinen überdeckt, was eine kleine Ausweitung des Tumulus zur Folge hatte (Abb. 11). Der Steinhügel muß längere Zeit frei von Erde gewesen sein, da die Oberflächen der Blöcke stark verwittert waren, und einige Steine auf den benachbarten gewachsenen Fels herunterrollen konnten. Zu unbekannter Zeit, vielleicht in der römischen Epoche[55], wurde das Zentralgrab ausgeraubt und seine Knochen durchwühlt (Abb. 14). Die lockere Hügelaufschüttung im Feld E4 (Abb. 12) läßt das vermutliche Störungsloch erkennen. Vom Reichtum dieser Bestattung zeugen einige verschleppte Funde, wie z.B. das Golddrahtstück und der verzierte Bronzespachtel (Abb. 15.5 und 17.1).

Datierung

Trotz der Verwandschaft im Grabbau ist der Grabhügel B (1971) vom Britzigerwald jünger anzusetzen als jener von Tiengen[56]. Das ausgeplünderte, ummauerte Zentralgrab ist leider nicht direkt datierbar, da jegliche Beigaben fehlen. Einzig der Golddraht und vor allem der verschleppte Bronzespachtel (Abb. 17.1) weisen in die späteste Mittelbronzezeit (Reinecke Stufe C2). Die Grabsitte – Körperbestattung, Ummauerung – ist noch typisch mittelbronzezeitlich.

Das Ossuargrab aber trägt bereits spätbronzezeitlichen Charakter, was durch die kantige Profilierung des Keramikgefäßrandes (Abb. 16.1) unterstrichen wird. Die Zentral- und Ossuarbestattung liegen zeitlich wohl wenig auseinander. Es ist anzunehmen, daß die Leute, welche die Nachbestattung vollzogen, noch eine klare Vorstellung von der Anlage des Mauergrabes hatten. Das Ossuar dürfte kaum später als in der Bronzezeit Stufe D angelegt worden sein.

Obwohl sich die beiden Bestattungen im Hügel B 1971 anhand der Kleinfunde nur versuchsweise datieren lassen, können sie grabtypologisch der spätesten Mittelbronzezeit zugewiesen werden und sind somit etwa zeitgleich mit Hügel A 1969.

[55] Siehe Katalog Nummern 1971. 1026 und 1027b, Abb. 17.3.
[56] Kimmig W. und Unser St. (Anm. 47) 1954.

Katalog der Kleinfunde:

Die wichtigsten Objekte aus dem Grabhügel sind in Abb. 15–17 wiedergegeben. Nicht angeführt sind die rund 125 unverzierten Wandscherben und die wenigen atypischen Silexabschläge.

Aus dem Zentralgrab (Abb. 15, Fundlage Abb. 14):

1971.1002 und 1003 (Abb. 15.1, 2): Zwei WS des gleichen Gefäßes aus rötlichbrauner, fein gemagerter Keramik, Wanddicke 6 mm.
FO: Punkt F,10/5,40, im Zentralgrab, 485,90 m.
Die Fragmente zeigen Schnur- und Stichverzierung, wie sie ähnlich auf schnurkeramischen Gefäßen vorkommen. Wie die Silexartefakte (1971.1035, 1001 und 1004), veranschaulichen sie auch am zweiten untersuchten Hügel im Britzigerwald die Begehung des Geländes schon in neolithischer Zeit[57].

1971.1004 (Abb. 15.3): Kleiner Abschlag aus ockerfarbenem Silex
FO: Punkt F,34/5,34, in der untersten Knochenschicht des Zentralgrabes.

1971.1005 (Abb. 15.5): Verbogener Draht aus hochkarätigem Gold[58]. Länge 150 mm.
FO: über dem Südende des Zentralgrabes, Feld G 5, 8 cm unter der Hügeloberfläche.
Stammt vermutlich aus dem gestörten Zentralgrab. Goldfunde der Mittleren Bronzezeit sind bei uns selten. Es handelt sich meist um kleine (Locken-?) Spiralen aus Draht. Leider läßt sich die ursprüngliche Form unseres stark verformten Drahtes nicht mehr erkennen. Goldfunde häufen sich im «Horizont Weiningen» (etwa Stufe Reinecke B 2)[59].

1971.1006 (Abb. 15.4): Nadelspitze aus Bronze, erhaltene Länge 24 mm.
FO: Punkt F,83/5,37, im Zentralgrab auf dem gewachsenen Boden.
Auch dieser Fund wird wohl zum gestörten Inventar des Zentralgrabes gehören.

Aus dem Ossuar (Abb. 16):

[57] BZ 70, 1970, 251 und Abb. 7. Die Koordinate F, 10/5, 40 bedeutet Schnittpunkt Linie Meter F und 10 cm zu Meter 5 und 40 cm.

[58] Strichfarbe hellgelb. Reaktion auf Salpeter und Schmelzperle: Gold, hochkarätig (Materialexpertise von Prof. E. Schmid).

[59] Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 26 und Tafel 5.5; – Kimmig W. und Unser St. (Anm. 47) 1954, 162; – Rieth A. (Anm. 53) 1939, 147 und Tafel 16.8–12.

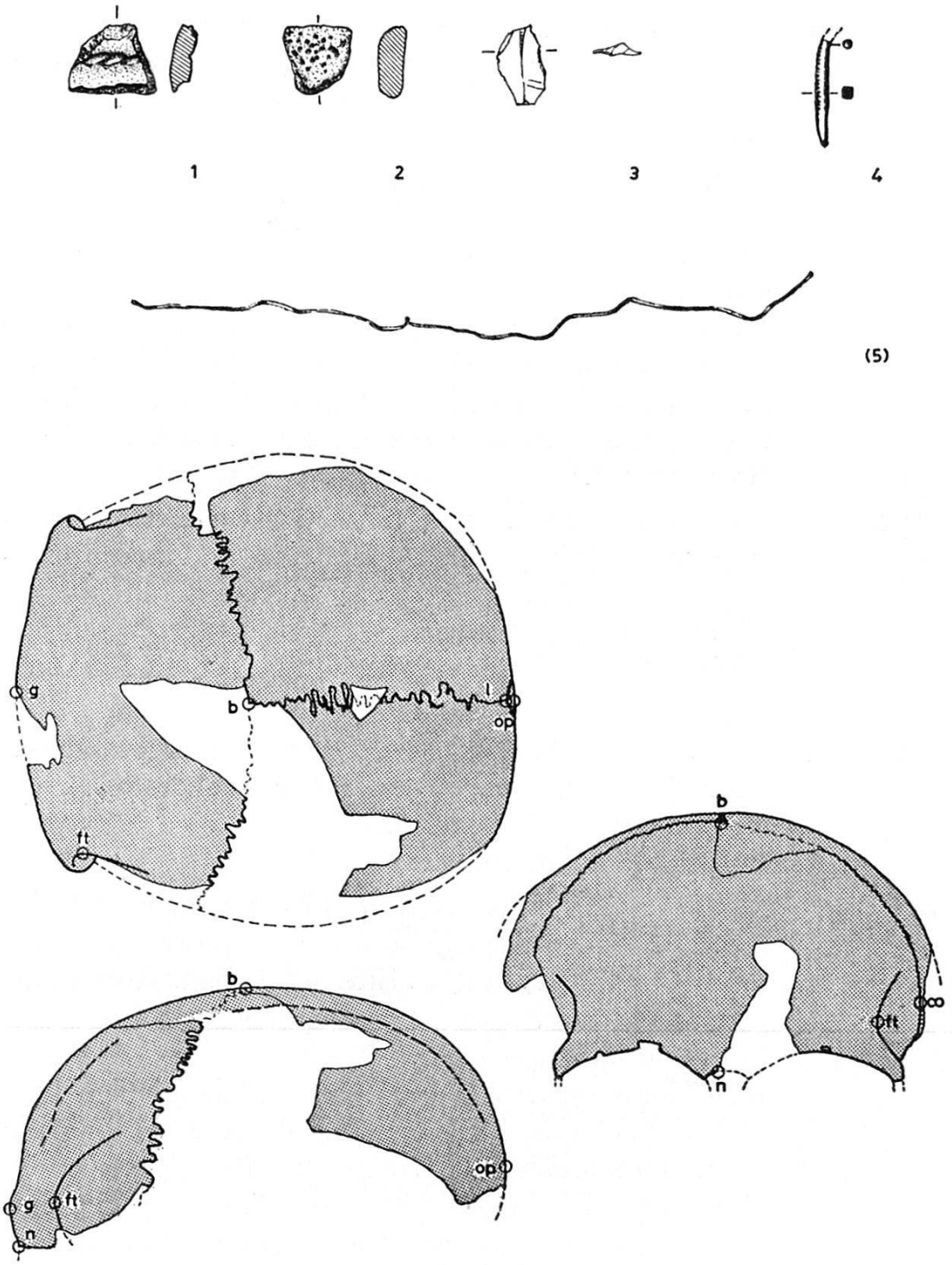


Abb. 15. Riehen-Britzigerwald Inventar des Zentralgrabes Grabhügel 1971: 1,2= Wandscherbe mit Schnur- und Stichverzierung (1971.1002 und 1003); 3=kleiner Silexabschlag (1971.1004); 4=bronzene Nadelspitze (1971.1006); 5=Golddraht (1971.1005), zu Häupten der Kammer gefunden; 6=Schädel. – Gezeichnet 1–5 von R. Keller, 6 von A. Furger. – Maßstab 1:2; Schädel 1:3.

1971.1011 bis 1013 (Abb. 16.1): Zahlreiche Fragmente eines großen Gefäßes mit ausschwingender Mündung. Ton schwarz, stark gemagert und in den oberen Zonen geglättet.
Mündungsdurchmesser 194 mm.
FO: Feld C6, im Ossuar (Abb. 13).
Leider läßt sich das Gefäß nicht ganz zusammensetzen. Es scheint schon in zerbrochenem Zustand zusammen mit Leichenbrand und Beigaben ins Ossuar gelangt zu sein. Der leicht kantig profilierte Rand weist in die Späte Bronzezeit[60]. Die ausschwingende Mündung findet sich an Gefäßen der ganzen Mittleren Bronzezeit [61].

1971.1014 und 1015 (Abb. 16.2, 3): Zwei unverzierte Bronzeringe von 40 bis 43 mm Durchmesser und linsenförmigem Querschnitt.
FO: Feld C6, im Ossuar.
Kleine Ringe mit übergreifenden Enden sind selten[62] und erlauben keine nähere Datierung.

1971.1016 (Abb. 16.4): Fragment eines Bronzeringes, durch Feuereinwirkung verbogen, mit einfacher Strichverzierung auf der Außenseite.
FO: Feld C6, im Ossuar.

1971.1017 (Abb. 16.5): Bronzering mit spitzen Enden und einfacher Strichverzierung auf der Außenseite. Querschnitt breitoval; in der Mitte gebrochen. Abmessungen 50 × 69 mm.
FO: Feld C6, im Ossuar.
Die Ringe 1971.1016 und 1017 sind langlebige Formen, die sich von der frühen Mittelbronzezeit bis in die ältere Urnenfelderzeit halten. Im Brandgrab 3 des Tiengener Grabhügels (Stufe B2) fand sich ein ähnliches Exemplar, das ebenfalls im Feuer verbogen und fragmentiert wurde[63]. Die ähnlichsten Stücke aus der

[60] Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 47.
[61] Crestaulta (Burkhart W., Crestaulta, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 5, 1946, 39. Typ L Abb. 49.517 und Textabbildung 8, Schicht b); – Harthausen (Kimmig W. (Anm. 49) 1966, 85 und Abb. 9.1); – Maisbirnbaum (Willvonseder K., Die mittlere Bronzezeit in Österreich, Wien 1937, 366 und Tafel 16.1, 3 und 17.2).
[62] Niederelsungen (Uenze O. (Anm. 48) 1960, 161 und Tafel 82.4, 8–10).
[63] Kimmig, W. und Unser St. (Anm. 47) 1954, 155 und 163, Abb. 6.4.

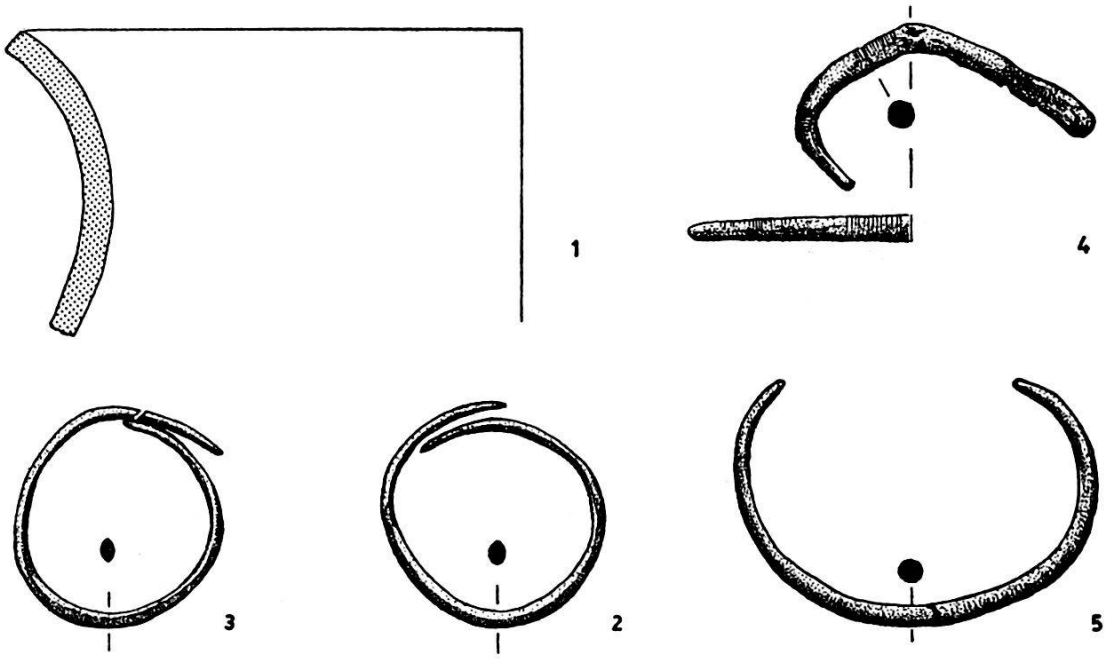


Abb. 16. Riehen-Britzigerwald Inventar des Ossuars Grabhügel 1971: 1 = Rand- und Wandscherben eines großen Gefäßes mit ausschwingendem Rand (1971.1011); 2,3 = unverzierte Bronzeringe (1971.1014,1015); 4 = Fragment eines Bronzeringes mit einfacher Strichverzierung (1971.1016); 5 = Bronzering mit spitzen Enden und einfacher Strichverzierung (1971.1017). Gezeichnet von R. Keller. – Maßstab 1:2.

Schweiz stammen aus Fundkomplexen der mittleren bis späteren Hügelgräberbronzezeit (Mittelbronzezeit)[64].

Aus der Hügelaufschüttung (Abb. 17):

1971.1035 (Abb. 17.4): Bruchstück eines kleinen Daumenkratzers aus grauem Silex, Länge 17 mm.
FO: Hügelwestseite, im obersten Steinmantel.
Derart kleine Kratzer sind typisch für das Mesolithikum; sie kommen aber auch vereinzelt in neolithischen Komplexen vor[65].

1971.1001 (Abb. 17.7): Klinge aus beige patiniertem Silex, beidkantig retuschiert, unteres Ende abgebrochen, Länge 65 mm.

[64] Osterwalder Chr. (Anm. 54), 1971, 24 und 33, besonders Tafel 8.13, 14 (Neuhausen) und 10.4 (Wohlen); – Repertorium zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 2, Basel 1954, Tafel 6.16 (Schleitheim).

[65] Wyss R., Das Mesolithikum, in: Archäologie der Schweiz 1, 1968, 123 und Abb. 10.2–4 und 16.5–10; – Itten M., Die Horgener Kultur, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 17, 1970, Tafel 45.24; 50.44–46; 56.25–26.

FO: Punkt C,58 / 7,80, im zweitobersten Steinmantel. Die Retuschierungsart ist charakteristisch fürs Neolithikum[66].

1971.1008 (Abb. 17.1) Bronzespachtel mit verziertem Griff, wohl aus einer Nadel umgearbeitet. Griffende scheibenförmig verdickt, darunter 11 Rillen, deren Zwischenzonen teilweise mit Diagonalstrichen verziert sind. FO: Punkt A,17 / 4,70, an der nördlichen Hügelperipherie, 8 cm unter dem Waldboden.
Es könnte sich um eine Beigabe aus dem Zentralgrab handeln, die bei der Plünderung verschleppt wurde. Die Ausgangsform des Spachtels war eine «feingerippte Nadel», welche Chr. Osterwalder als Leitform des jüngsten Abschnitts der Mittleren Bronzezeit herausgearbeitet hat[67]. In Bayern ist diese Form typisch für die Stufe C2[68]. Aus Zürich ist ein Einzelfund aus der Limmat bekannt, der in der Griffpartie bis ins Detail mit unserem Exemplar übereinstimmt[69]. Die Form ist auch im Rheintalgraben und im Elsaß vertreten[70].

1971.1009 (Abb. 17.8): WS aus dunkelbrauner, fein gemagerter Keramik. Außenseite durch doppelte Zickzacklinie zwischen zwei Horizontalrillen verziert.
FO: Feld D6, im zweitobersten Steinmantel.
Das Ornament ist in der Mittelbronzezeit und in der frühen Urnenfelderzeit geläufig und erlaubt keine genauere Datierung[71].

1971.1020 (Abb. 17.6): WS aus feinkörniger, brauner Keramik, Oberfläche schwarz, trägt schräge Einstichverzierung. FO: Feld D6/E6, wenig über dem gewachsenen Boden.

[66] Sauter M. R. und Gallay A., Les premières cultures d'origine méditerranéenne, in: Archäologie der Schweiz 2, 1969, 47 und Abb. 11.2.

[67] Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 31.

[68] Torbrügge W., Die Bronzezeit in Bayern, in: Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 40, 1959, 1 besonders 43 und Abb. 12.4, 14 und 13.6.

[69] Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 5, 1884–87, 284 und Tafel 14.9

[70] Köster R., Die mittlere Bronzezeit im nördlichen Rheintalgraben, in: Antiquitas Reihe 2: 2, 1968, 37 und Tafel 27.8 und 33.11; – Schaeffer F. A. (Anm. 49) 1926, 30 und 45, Abb. 13. L und 21. A.

[71] Mittlere Bronzezeit: Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 42 und Tafel 49.13. – Urnenfelderzeit: Kimmig W., Die Urnenfelderkultur in Baden, in: Römisch-Germanische Forschungen 14, 1940, Tafel 2. C. 2–3.

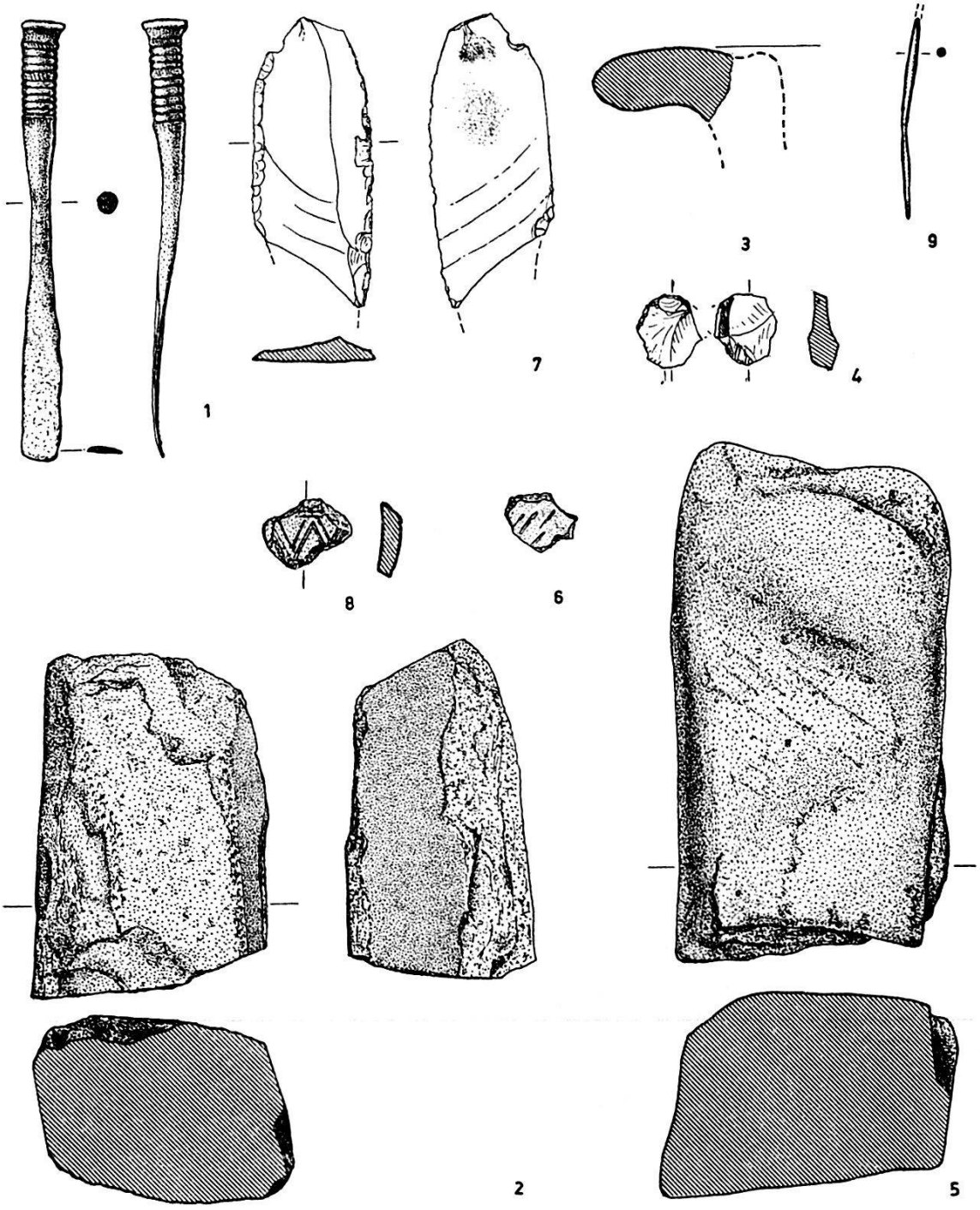


Abb. 17. Riehen-Britzigerwald Funde aus der Aufschüttung des Grabhügels 1971: 1 = Bronzespachtel (1971.1008); 2 = Schlagstein aus Quarzit (1971.1034); 3 = Randscherben (1971.1027); 4 = Daumenkratzer (1971.1035); 5 = Sandstein mit Schleifspuren (1971.1033); 6 = Scherben mit Strichzier (1971.1020); 7 = Silexklinge (1971.1001); 8 = Scherben mit eingefaßter Zickzacklinie (1971.1009); 9 = bronzene Nadelspitze (1971.1023). Gezeichnet von R. Keller. – Maßstab 1:2.

Einstichverzierung ist eine mittelbronzezeitliche Erscheinung, die auch in der Schweiz mehrfach belegt ist und besonders für die württembergische Keramik bezeichnend ist[72].

1971.1023 (Abb. 17.9): Spitze einer bronzenen Nadel, 45 mm lang erhalten.
FO: Punkt D,50 / 6,72, auf dem gewachsenen Boden.

1971.1033 (Abb. 17.5): Glättestein aus bräunlichem, glimmerführendem Sandstein; trägt deutliche Schleifspuren auf den Breitseiten. Ein Ende ist abgebrochen. Länge 115 mm.
FO: Feld D3, im obersten Steinmantel.

1971.1034 (Abb. 17.2): Schlagstein aus rötlichem, feinkörnigem Quarzit. Die Schmalseiten werden von der ursprünglichen Gerölloberfläche gebildet. Die Breitseiten tragen deutliche Schlagspuren. Die Enden sind abgebrochen. Länge 73 mm.
FO: Punkt E3, im obersten Steinmantel.
Möglicherweise wurde das Gerät beim Zurechtschlagen von Mauersteinen benützt.

1971.1026 BS einer ockerfarbigen, grobtonigen Schüssel, Bodendurchmesser ca. 140 mm.
FO: Punkt E,20 / 2,45, 20 cm tief im Waldhumus.

1971.1027b (Abb. 17.3): RS aus ockerfarbener, grobtoniger Keramik. Randdurchmesser nicht bestimmbar.
FO: Hügelwestteil, im obersten Steinpanzer.
Die Stücke 1971.1026 und 1027b, sowie zahlreiche hier nicht aufgeführte WS desselben Materials scheinen zum gleichen Gefäß zu gehören. Die große Wanddicke, der grobe Ton, die rötlichgelbe Farbe und die Randform lassen an eine römische Kragenrandschüssel denken. Sie könnte vielleicht mit der Plünderung des Zentralgrabes in Zusammenhang stehen.

Menschenknochen

Es liegen Reste von drei Individuen vor, die in der anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Basel untersucht wurden:

[72] Osterwalder Chr. (Anm. 54) 1971, 46.

Nummer 1703[73] (Abb. 15):

Fast vollständiges, gut erhaltenes Skelett aus dem ummauerten Zentralgrab. Da der Schädel bei der Plünderung des Grabes in obere Schichten geriet, ist er schlecht erhalten und stark fragmentiert. Erhalten sind ein Unterkieferfragment, elf Zähne und Teile der Kalotte mit Stirnbein. Es lassen sich folgende Maße nehmen:

Größte Hirnschädellänge (Martin 1)	(167) mm
Größte Hirnschädelbreite (8)	(≥154) mm
Kleinste Stirnbreite (9)	103 mm
Größte Stirnbreite (10)	(134) mm
Obergesichtsbreite (43)	116 mm

Die Maße 1 und 8 sind wenig zuverlässig, da der Schädel stark rekonstruiert ist. Die Länge (1) liegt an der unteren Variationsgrenze bronzezeitlicher Schädel aus der Schweiz (Mittel: 182 mm, Variationsbreite: 164–200 mm)[74]. Die Hirnschädelbreite (2) ist sehr groß (Variation Bronzezeit: 127–150, Mittel: 140). Der Schädel ist somit brachycran (= rundlich; Längenbreitenindex – mit Vorbehalten: 92) und liegt an der obersten Grenze der starken Variationsbreite in der Bronzezeit (68–91).

Zur breiten Schädelkapsel paßt die breite Stirn (kleinste Stirnbreite in der Bronzezeit: 96,6 im Mittel, Variationsbreite: 81–104). Der transversale Frontalindex liegt mit 77,8 nur wenig unter dem Mittelwert (Bronzezeit: 82 – Rezente Schweizer: 79). Auch die Obergesichtsbreite (43) ist überdurchschnittlich groß. Der Fronto-Biorbitalindex nimmt mit 88,8 eine Mittelstellung zwischen dem Wert für Rezente (= 94) und für Neolithiker (= 72) ein.

Die Schädelnähte sind offen, einzig die Sutura sagittalis zeigt Anfänge von Verwachsung, was für adultes Alter spricht. Die Zähne sind aber schon stark abgekaut. Aufgrund der ausgeprägten Überaugenwülste und des kräftigen Skelettbaues ist das Geschlecht wahrscheinlich männlich.

Die Körpergröße läßt sich anhand der Langknochen auf 169,5 cm (nach Pearson) bzw. auf 172 cm (nach Breitinger) ermitteln.

Bemerkenswert ist ein gut verheilter Knochenbruch an der rechten Elle. Die beiden Schienbeinknochen fallen durch ihren lang-

[73] Inventarnummer des Naturhistorischen Museums Basel, Anthropologische Abteilung.

[74] Schwerz F., Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart, Stuttgart 1915, Tabelle 142, der auch die andern Schädelmaße entnommen sind.

schmalen Querschnitt auf. Deshalb seien hier einige Indizes vorgelegt:

Querschnittsindex der Mitte: linke Tibia: 57,6, rechte Tibia: 53,0. Die Variationsbreite beträgt 61–89, das Mittel 75!

Index cnemicus (= Querschnittsindex am foramen nutricium): linke Tibia: 52,6, rechte Tibia: 54,1. Die Tibien sind somit hyperplatycnem. Die Variationsbreite beträgt 50–90, das Mittel 71. Ein kleiner Index cnemicus wird als primitives Merkmal betrachtet (was jedoch – an einem einzelnen Skelett beobachtet – nicht interpretierbar ist).

Robustizitätsindex: linke Tibia: 13,3.
Trotz des großen sagittalen Diaphysendurchmessers von 33 mm entspricht der Robustizitätsindex dem der grazilen Neolithiker (um 13,6). Allgemeine Variationsbreite: 13,5 – 21,5.

Dank der separaten Bergung und Bestimmung aller Knochen des Zentralgrabes war es möglich, den Grad der Störung bei der Plünderung zu untersuchen:

Die Schädelfragmente und Halswirbel lagen alle am Südende des Grabes und die Fußknochen am Nordende, womit eine ursprüngliche Süd-Nord-Orientierung gesichert erscheint. Teile der Unterschenkel lagen als einzige Knochen noch in situ. Die Oberschenkel-, Arm- und Oberkörperpartien waren gänzlich durchwühlt und lagen kreuz und quer durcheinander (Abb. 14). Es fällt auf, daß mehrere Langknochen auf der gegenüberliegenden Seite ihrer ursprünglichen Lage liegen – vorausgesetzt, es handelte sich um eine gestreckte Rückenbestattung, was die Kammer-Ausmaße sowie die Unterschenkel in situ nahelegen. Da kein Gelenk im ursprünglichen Verband vorgefunden wurde, muß die Plünderung mindestens 30 Jahre nach der Grablegung erfolgt sein; denn nach Beobachtungen in Friedhöfen wird für die Verwesung der Weichteile des menschlichen Leichnams eine Dauer von 30 Jahren angenommen[75].

Nummer 1704[73]:

Reste eines zweiten Individuums, vor allem aus Feld D 6, stammend aus den untern Lagen zwischen dem zweiten Steinmantel und der Planie. Die Knochen sind einheitlich stark verwittert, während das Zentralgrab-Skelett meist besser erhalten ist. Messungen an den fragmentierten Langknochen lassen sich nicht vornehmen. Eindeutig zuweisen lassen sich nur folgende Fragmente, die entsprechenden Teile sind am Skelett Nr. 1703 ebenfalls vorhanden:

Scapula sin., clavicula sin., ulna sin., tibia dext. (Diaphyse).

[75] Schmid E., in: Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa 1966, 46.

Nummer 1705[73]:

Es ist der Leichenbrand aus dem Ossuar im Feld C6: Zahlreiche kalzinierte Knochenfragmente einer Kinderbestattung (infans II). Die Knochen sind sehr grazil und klein, die Schädelnähte offen, die Epiphysen noch nicht verwachsen. Den Beigaben nach handelt es sich um ein Mädchen. Somit werden auch die beiden Arm?-Ringe (Abb. 16.2, 3) mit nur 4 cm Durchmesser plausibel.

Tierknochen

Im Bereich des Grabhügels kamen nur wenige Tierknochen zum Vorschein. Zwei Fragmente, die in keinem Zusammenhang mit Bestattungen gefunden wurden, lassen sich wie folgt zuweisen[76]:

- 1 Radiusfragment prox., Hase
- 1 Bruchstück eines oberen Backenzahnes eines jungen Rindes.
- Im Ossuar (Abb. 13) fiel auf der Keramiksohle, zwischen den Bronzeringen, eine Konzentration von kleinen Nagetierknochen auf. Es wurde daher eine Erdprobe genommen, die im Labor für Urgeschichte ausgeschlämmt wurde. Die Bestimmung der darin enthaltenen Nagerreste verdanken wir Herrn cand. phil. B. Kaufmann.

Kleintierreste aus dem Ossuar:
Bericht B. Kaufmann

Nach Angabe der Ausgräber fanden sich im Ossuar «kleine Nagetierknochen unmittelbar auf der Gefäßsohle, zwischen den Bronzeringen», die mir in der Folge zur Bearbeitung übergeben wurden. Die teilweise mit einer prachtvollen, grünen Patina überzogenen Kleintierreste, die wohl in sehr früher Zeit ins Ossuar gelangten, gehören sechs verschiedenen Arten an. Die Bestimmung erfolgte nach den Zähnen. Die Knochen wurden nicht bearbeitet, da – auch international – noch keine vergleichenden Untersuchungen gemacht wurden[77].

[76] Bestimmung E. Schmid und M. Joos, Labor für Ur- und Frühgeschichte.

[77] Verwendete Literatur: Baumann F., Die freilebenden Säugetiere der Schweiz, Bern 14, 1949, 492.

Van den Brink F. H., Die Säugetiere Europas westlich des 30. Längengrades, Hamburg 1957, 225.

Gaffrey G., Merkmale der wildlebenden Säugetiere Mitteleuropas, Leipzig 1961, 284.

Schaub S. und Stehlin H. G., die Trigonodontie der simplicidentaten Nager, Basel 1951, 385.

Insectivora, Insektenfresser:
1. Sorex araneus L., Waldspitzmaus, und/oder
2. Sorex minutus (L), Zwergspitzmaus
3. Crocidura leucodon (Hermann), Feldspitzmaus
Rodentia, Nagetiere:
4. Apodemus sylvaticus (L), Waldmaus
5. Microtus arvalis (PALL.), Feldwühlmaus
6. Microtus agrestis L., Erdwühlmaus
– Nicht bestimmbar waren 5 Nagerzähne

Alle nachgewiesenen Kleinsäuger – sie sind durchwegs kleiner als die rezenten Artgenossen – leben unterirdisch in Gängen und Höhlen, wobei nur die beiden Wühlmausarten in der Regel selbst graben; die übrigen vier Arten benutzen gerne schon vorhandene Gänge. Außer der Feldwühlmaus bevorzugen alle eine feuchte, waldige Umgebung, und auch diese wurde schon mehrmals in diesem Biotop nachgewiesen. Die Hauptnahrung der Insektenfresser ist tierische Kost; die Nagetiere hingegen sind Allesfresser (Waldmaus) oder auf pflanzliche Nahrung eingestellt.

Es handelt sich bei diesen Kleintierresten somit kaum um Grabbeigaben; vielmehr dürften sie das Ossuar als geeigneten Wohnplatz entdeckt haben und dort auch verendet sein, wie die zahlreich gefundenen Knochen dies nahelegen. Eine Belegung derselben Höhle gleich durch sechs verschiedene Arten ist allerdings außergewöhnlich.

Die Grabungen in den beiden Turnhallen an der Rittergasse 5

Andreas Furger-Gunti und
R. Moosbrugger-Leu

Vom 2. August bis 30. September wurde in der vorderen Turnhalle (Turnhalle I) und vom 4. Oktober bis 1. Dezember in der hinteren Turnhalle (Turnhalle II) gegraben. Insgesamt wurde eine Fläche von 500 m² bis auf den gewachsenen Boden archäologisch untersucht. Die Leitung lag in den Händen des Kantonsarchäologen. Ihm zur Seite stand Herr W. Geiger, der die zeichnerischen und photographischen Aufnahmen besorgte, in der Turnhalle II unterstützt durch Herrn R. Keller. Herr G. Böckner betreute die Fund-

abteilung, A. Furger-Gunti das Tagebuch; beides Studenten der Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel. Erdarbeiter und Maschinen stellte die Baufirma F. Stocker, der wir für ihre Mitarbeit bestens danken.

Da die Grabungen in den kommenden Jahren auf dem Areal Bischofshof weitergehen, entschloß sich der Kantonsarchäologe, auf der Achse Rittergasse ein einheitliches Vermessungsnetz anzulegen. Die Einmessung der Grundlinie wurde von Herrn W. Schmidlin, Kantonsgeometer, persönlich überwacht. Sie liegt auf dem rheinwärtigen Trottoir der Rittergasse und erstreckt sich bis zum Münster. Sie wird es erlauben, künftige Grabungen auf das einheitliche Grundnetz zu beziehen. Wir danken Herrn Kantonsgeometer Schmidlin freundlich für das Verständnis um unser Anliegen.

Das Graben unter dem Dach der Turnhalle hatte den unschätzbaren Vorteil, daß die Untersuchungen wetterunabhängig waren. Dies erlaubte, bis tief in den Herbst hinein ohne Leistungsminderung ungestört durcharbeiten zu können. Die Überdachung wirkte sich besonders günstig auf die Untersuchungen der feinen Latène-Schichten vor dem Keltenwall aus; im Freien – den Unbilden der Witterung ausgesetzt – hätten sie niemals mit diesem Genauigkeits- und Zuverlässigkeitsgrad durchgeführt werden können.

Ein Grundanliegen stand im Vordergrund: Die Ausgrabungen im Hofe des Naturhistorischen Museums[78] hatten bereits Ergebnisse gezeitigt, die dazu angetan waren, die bisher vorherrschende Meinung – es gäbe auf dem Münsterhügel keine reinen Latène-Straten[79] – in Zweifel zu ziehen. Daß uns die Verwirklichung dieses Zieles – Aufhellung in diese für die Frühgeschichte Basels so wichtige Frage zu bringen – in einem solchen Ausmaße gelingen sollte, wie es dann tatsächlich eintraf, durften wir allerdings nicht erhoffen.

Obwohl die Grabungen unter Zeitdruck standen, konnten die Termine trotz der überraschend reichen und komplizierten Fundsituation, die einen entsprechenden Mehraufwand in der Dokumentation mit sich brachte, exakt eingehalten werden. Unser besonderer Dank gebührt hier Herrn Rektor H. Keller und Herrn R. Bauer, Bauführer am Baudepartement. Dank ihrem Verständnis und ihrer Initiative wurde es möglich, eine Woche früher beginnen zu können. Eine kurze, aber für das Gelingen der Grabung entscheidende Zeitspanne.

[78] BZ 69, 1969, 366.

[79] Vogt E. in: National-Zeitung Nr. 260 vom 7. Juni 1944. – Fellmann R., Basel in römischer Zeit, in: Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 10, 1955, 18.

Wohl wußten wir im vornherein, daß das Grabungsgelände an einer für die Basler Frühgeschichte entscheidend wichtigen Stelle lag, nämlich unmittelbar hinter dem Abschnittsgraben der Bäumleingasse, der von Daniel Fechter um die Mitte des 19. Jahrhunderts unseres Wissens erstmals beobachtet[80], von den verschiedenen Forschern aber ganz unterschiedlich datiert und entsprechend geschichtlich gedeutet wurde. So betrachteten die Basler Forscher K. Stehlin und F. Stähelin den Graben als Teil der keltischen Wehranlage eines Oppidum auf dem Münsterhügel[81]; während E. Vogt und später R. Fellmann[82], letzterer sich abstützend auf die Beobachtungen von R. Laur-Belart bei den Ausgrabungen 1944 auf dem kleinen Münsterplatz, die Ansicht vertraten, daß die Besiedlung des Münsterhügels erst in römischer Zeit einsetzte. Den Halsgraben deutete R. Fellmann dementsprechend als spätrömische Anlage[83].

Trotz der bedeutsamen Lage des Grabungsgeländes waren die Erwartungen nicht allzu hoch gespannt, mußten wir doch in Rechnung stellen, daß dieses Gelände seit 1837 zu wiederholten Malen abgetieft worden war[84], zuletzt beim Bau der Turnhallen Ende des 19. Jahrhunderts. Von den spätrömischen Wehranlagen durften wir im besten Falle noch spärliche Fundamentreste erwarten. Hauptziel der Grabung war, die Baugeschichte der Ulrichskirche aufzuhellen. Darüber hinaus bestand – wie bereits dargelegt – die Hoffnung,

[80] BZ 20, 1922, 130. Vielleicht verdanken wir Fechter auch die Beschreibung eines weiteren Abschnittes des Keltenwalles. Bei Fechter D., Basel im vierzehnten Jahrhundert, Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastag 1356, Basel 1856, 5 lesen wir: «*Noch jetzt bemerkt man in dem hinter der Wohnung des Oberstbelfers und der Gerichtsschreiberei sich hinziehenden Garten eine in gerader Linie sich hinziehende Erhöhung des Bodens, welche diese Begrenzung der ursprünglichen Burg ihr Dasein gegeben haben mag.*» Die Stelle bezieht sich auf die Partie zwischen Domhof und Gerichtsgebäude. – Unklar bleibt, ob Fechter dabei die Wallruine vor Augen hatte oder die Bermenkante des Halsgrabens. Auf jeden Fall können sich nach unseren Beobachtungen (BZ 69, 1969, 342) weiter östlich gegen die Rittergasse zu die Wallruinen nicht mit derselben Deutlichkeit abgezeichnet haben.

[81] Stähelin F., Das älteste Basel, in: BZ 20, 1922, 126 und besonders 135. Auch als Broschüre erschienen, Basel 1922.

[82] Vogt E. (Anm. 79) und Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 52. Dort auch die weitere Literatur.

[83] Es gilt den Umstand hervorzuheben, daß sich die Entstehungszeit eines Grabens archäologisch nur in seltenen Glücksfällen nachweisen läßt. Anhand der Einfüllung läßt sich lediglich sagen, wann er aufgegeben und eingeschüttet wurde, wobei lediglich die jüngsten Funde zählen. Dies gilt für Eintiefungen jeglicher Art. Mit dieser leidigen Tatsache hat sich namentlich ein Stadtarchäologe täglich herumzuplagen. In der Feldarchäologie, wo junge Störungen seltener sind, liegen die Dinge sehr viel einfacher. Vergleiche auch Anm. 31.

[84] Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 44.

vielleicht auch in der Klärung des Siedlungsbeginns noch einen Schritt weiter zu kommen.

Um so größer war die Überraschung, als wir im südlichen Teil der Turnhalle I gleich auf vier übereinanderliegende, rein keltische Schichten stießen und sich die westlich anschließende Kiesschüttung als Teil einer Wehranlage von typisch keltischer Bauweise zu erkennen gab.

Hauptergebnis der Grabungen 1971 ist, daß der Münsterhügel eine spätkeltische Wehranlage besaß, einen sogenannten Murus Gallicus[85]. Mithin ist auch der Graben in diese Zeit datiert; was nicht ausschließt, daß er in spätrömischer Zeit oder im Mittelalter[86] gewisse Erweiterungen oder Umgestaltungen erfahren haben kann (Tafel 4).

Grabungsbericht[87]

Bei der Beschreibung des Befundes gehen wir chronologisch vor, da die Grabung gezeigt hat, wie stark jüngere Überbauungen durch die vorhergehenden geprägt sind. Die Ruine des Murus, die wir uns als respektablen Wall vorstellen müssen, der sich von der Rheinböschung bis zur Kante des Birsigtales quer über den Münsterhügel erstreckt haben dürfte, muß im Torabschnitt eine kleine Delle aufgewiesen haben. Diese Geländeerhebung bewirkte, daß in spätrömischer Zeit die Anlage samt davorliegendem Graben wehrtechnisch wieder genutzt und damit der alte Verlauf beibehalten wurde. Noch auf dem Merian-Stadtplan von 1615 (Tafel 4) ist in der Gestalt des Kohlischwibbogens (A) vor der Ulrichskirche (B) die Zäsur deutlich zu erkennen, obwohl an dieser Stelle eine Wehranlage spätestens seit dem Bau der Stadtmauer von etwa 1200 ihren Sinn und Zweck verloren hatte. Wegen der Eindellung der alten

[85] Erste Vorberichte: Moosbrugger-Leu R., Steine, die Stadtgeschichte bedeuten, in: Basler Volksblatt vom 14., 15., 18. April 1972, in Kurzform auch in andern Tageszeitungen. – Berger L. und Furger-Gunti A., Das spätkeltische Oppidum von Basel Münsterhügel, in: Archäologisches Korrespondenzblatt (Heft 2) 1972, 159 (Bisherige Untersuchungen und Ausblick) und 165 (Der Murus Gallicus von 1971).

[86] Berger L., Spätrömisches Castrum und bischöflicher Immunitätsbezirk in Basel, in: BZ 65, 1965, 157. Vergleiche auch im Kapitel Mittelalter: Rittergasse 17.

[87] Ursprünglich war vorgesehen, daß Herr A. Furger-Gunti den Bericht abfasse. Da er aber in der Folge die örtliche Leitung der Ausgrabungen auf dem anschließenden Areal des Bischofshofes 1972 übernahm, blieb ihm nicht die Zeit, den Bericht zu vollenden. So kam es zur vorliegenden Co-Produktion.

Tordurchfahrt blieb offensichtlich auch die Durchgangsstelle – heute die Rittergasse – an diesen Einschnitt gebunden.

Vorweg sei noch bemerkt, daß wir uns, wie bereits bei den Ausgrabungen auf dem Areal des Augustinerklosters, bei der Bezeichnung der Mauerzüge nicht an die geographisch absoluten Himmelsrichtungen gehalten haben, sondern an die ideellen der Ulrichskirche: Westen wäre dann identisch mit ihrer Westfassade an der Rittergasse, Osten identisch mit dem rheinwärts liegenden Chor. Die Rittergasse verläuft dementsprechend Süd-Nord.

Historische Quellen:

Namenkundlich ist interessant zu wissen, daß der *Kohlischwibbogen* auch «Rother Turm» genannt wurde. Der Beiname «Rot» in adjektivischem Bezug auf ein Gebäude darf vielfach als Hinweis auf ein römisches Alter des Gebäudes gewertet werden. Meist trifft dies bei Straßenstationen zu[88]. Im Falle Basel wäre einschränkend zu bemerken, daß hier auch andere Stadttürme besonders in der Innerstadt mit Farbnamen bezeichnet wurden[89]. Beim Kohlischwibbogen beziehungsweise «Rothen Turm» muß deshalb eher an einen Zufall gedacht werden, auch wenn sich im Fundament dieses Tores römische Grabsteine verwendet fanden[90].

Das vorhandene *Planmaterial* reicht leider meistens nur bis ins 18. Jahrhundert zurück. Dies gilt auch für die Planunterlagen zur Ulrichskirche[91]. Doch lassen sie wenigstens von diesem Bau eine klare Vorstellung gewinnen, um so mehr als auch einige Aquarelle und Photographien vorhanden sind, welche die Kirche im Zustand kurz vor ihrem Abbruch zeigen[92]. – Leider erweisen sich für unser Gebiet gerade im Detail die *Merian*-Stadtansichten als unzuverlässig (Tafel 4). Der Grund ist darin zu suchen, daß Merian das Münster als wichtigstes Bauwerk wuchtig gestaltet. Auf der Nordseite bietet dies keine Schwierigkeiten, da dort die freie Fläche des Münsterplatzes die Silhouette in keiner Weise beengt und den Umriß klar hervortreten läßt. Anders auf der Südseite: Durch die behäbige

[88] Déchelette J., Manuel d'archéologie, 4 (1), 1934, 286.

[89] Bernoulli A., Basels Mauern und Stadterweiterungen im Mittelalter, in: BZ 16, 1917, 56, wo er versucht, anhand dieser Turmnamen die Burkhart'sche Stadtmauer abzustecken.

[90] Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 51.

[91] Maurer F., Die Kirchen, Klöster und Kapellen, in: KDM Basel-Stadt 5, 1966, 417 und Abb. 512, 514.

[92] Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 518, 519. Meier E. A., Das verschwundene Basel, Basel 1968, 86.

Ausgestaltung der Kreuzgänge gerät die Häusergruppe um die Ulrichskirche in Bedrängnis. Gerade diese für unsere Grabungen wichtige Partie ist offensichtlich arg zusammengestaucht, sodaß sie sich bei der Deutung des archäologischen Befundes praktisch kaum mehr heranziehen läßt.

Auf die *Urkunden* und Bauakten gehen wir im Kapitel über die Ulrichskirche ein, sofern sie für die Interpretation des archäologischen Fundes von Bedeutung sind.

Ältere archäologische Beobachtungen:

Anno 1784 wurde der Kohlischwibbogen abgebrochen. Er überspannte einst die Rittergasse zwischen der rheinwärts liegenden Ulrichskapelle und dem «Dießbacherhof». Hier lag die Grenze desjenigen Gebietes auf dem Münsterhügel, das heute noch im Sprachgebrauch der Basler «auf Burg» genannt wird und das sich wahrscheinlich mit dem bischöflichen Immunitätsbezirk deckt, mit anderen Worten: Im Bereich des Kohlischwibbogens lag die südliche Grenze der Münsterfreiheit[93].

Unter zweien Malen, anno 1837 und 1861, wurde – wie gesagt – die Rittergasse im Bereich der Ulrichskirche erheblich abgesenkt. Auf der Höhe des Portals der Ulrichskirche, d.h. im Bereich des ehemaligen Kohlischwibbogens, wurden in den Fundamentlagern römische Grabsteine und Architekturfragmente gefunden. Diese Funde lieferten den nachhaltigen Beweis römischer Ansiedlung auf dem Münsterhügel. Nach heute vorherrschender Meinung sind sie aber eher als in spätrömischer Zeit aus Augst nach Basel verschleppte Spolien zu werten[94]. Ob die Verwendung römischer Steine im Fundament des Kohlischwibbogens dahin gedeutet werden darf, daß er auf dem Lager des spätrömischen Kastelltores[95] errichtet oder sogar im Kern noch römerzeitlich gewesen sei, bleibe dahingestellt. Nach dem Grabungsbefund von 1971 in der Turnhalle I wissen wir, daß damals mit der Tieferlegung der Rittergasse die Krone der Ruine des Keltenwalles abgetragen worden ist.

Die Ulrichskirche selber fiel anno 1887, also rund hundert Jahre nach dem Kohlischwibbogen, der Spitzhacke zum Opfer. Wiederum wurden im Bereich ihrer Westfassade römische Spolien gefunden. Sie lagen in einem Mauerverband, den K. Stehlin als Rest einer

[93] Berger L. (Anm. 86) 1965, 157. Er schließt nicht aus, daß die Grenze des Immunitätsbezirkes noch etwas weiter südlich lag, d.h. auch das Gebiet des Grabens mit einbezog. Vergleiche auch Anm. 80.

[94] Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 32. Vergleiche auch Anm. 31.

[95] Fellmann R. (Anm. 79) 1955, 51.

spätrömischen Kastellmauer deutete[96] und der an keiner andern Stelle mehr in solcher Mächtigkeit anstand.

Der Aushubgraben für die Kanalisation bot 1902 K. Stehlin Gelegenheit, auf der Höhe der Liegenschaft Rittergasse 5, 7 und 10 einen mächtigen Graben festzustellen, der hier quer zur Straßenflucht verlief[97]. Die letzten Beobachtungen stammen aus dem Jahre 1958, als die Liegenschaft Rittergasse 3, ehemals das Rote Schulhaus, heute Kirchenverwaltung, unterkellert wurde[98]. R. Laur-Belart und R. Fellmann konnten nur römische Schichten feststellen; vorrömische Fundschichten fehlten angeblich.

Murus Gallicus

Caesar beschreibt in «De Bello Gallico», Buch 7, Kapitel 23 die Konstruktion des Murus Gallicus wie folgt[99]:

> «Die gallischen Mauern haben folgende Bauart: Balken werden rechtwinklig zur Mauerrichtung in einem Abstand von zwei Fuß, gleichmäßig in dieser Richtung verlaufend, auf den Boden gelegt. Dann werden sie nach der Innenseite fest verankert und mit Erde beworfen. Die Abstände aber werden auf der Außenseite mit großen Steinen ausgefüllt. Sind diese fest zusammengestampft und zusammengefügt, wird eine zweite Schicht darauf gelegt, so daß derselbe Zwischenraum bleibt und die Balken sich nicht berühren, sondern, einzeln in gleichen Zwischenräumen gelegt, durch die dazwischen gelegten Steine ohne Spielraum festgehalten werden. So wird das ganze Werk nacheinander gleichmäßig aufeinandergeschichtet bis die richtige Mauerhöhe erreicht ist. Wie ein solches Mauerwerk einerseits im äußeren Aussehen und in seiner Mannigfaltigkeit bei dem Wechsel von Balken und Steinen, die in geraden Linien geordnete Reihen bilden, nicht häßlich ist, so hat es andererseits vor allem den sehr großen Vorteil, höchst praktisch und ein sicherer Schutz zu sein, da die Steine die Balken vor Feuer und die Balken diese gegen die Mauerbrecher

[96] Bei Burckhardt-Biedermann Th., Älteste römische Niederlassung in Basel, in: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 7, 1892–95, 482, Abb. 1. – Vergleiche hierzu die einschränkenden Bemerkungen R. Moosbrugger-Leu Anm. 31.

[97] Akten der Delegation für das alte Basel, 1902.

[98] Fellmann R., Neue Funde und Forschungen zur Topographie und Geschichte des römischen Basel, in: BZ 60/61, 1960 – 61, 8.

[99] Übersetzung: Dorminger G., in: Goldmanns Gelbe Taschenbücher 406, 152.

schützen. Meistenteils durch vierzig Fuß lange durchlaufende Querbalken stadteinwärts verankert, können sie weder eingestoßen noch auseinandergerissen werden.»

Caesar gibt jedoch nicht nur Aufschluß über die Konstruktion der Wehranlagen, sondern beschreibt auch eingehend die topographische Lage verschiedener keltischer Oppida. Diese Beschreibungen analysierend und mit den topographischen Gegebenheiten des Münsterhügels vergleichend kam F. Stähelin[100] zur Ansicht, daß hier ein Oppidum gelegen habe. Die Untersuchungen 1971 haben die Bestätigung gebracht. Es empfiehlt sich jedoch, eine Einschränkung anzubringen: Zwar ist der Münsterhügel nun als keltischer Siedlungsplatz ausgewiesen, aber über seinen Charakter wissen wir noch zu wenig. War er Fluchtburg, Herrensitz oder kleines Oppidum? Diese Frage steht noch offen und kann nur durch weitere Untersuchungen auf dem Münsterhügel und in sorgfältiger Abwägung zur andern spätkeltischen Fundstelle bei der alten Gasfabrik[101] erörtert werden. Eine Antwort ist in Bälde nicht zu erhoffen, da auch der letztgenannte Platz immer wieder neue Funde liefert[102], d.h. noch lange nicht fertig untersucht ist.

Der Befund:

Die Übersichtsskizze (Abb. 18) veranschaulicht, welch unwahrscheinlicher Glücksfall hier mit im Spiel war; liegt doch der Eckstein (F) der Toranlage keine zwei Fußbreit innerhalb des Turnhallenfundamentes. Hinzu kommt des weitern, daß im Süden gerade noch der Grabenrand (K) und im Norden die Torabschlußpfostenreihe (A) unversehrt erhalten geblieben sind und just unter die Turnhalle zu liegen kamen, so daß wir die östliche Hälfte der Toranlage über die ganze Länge kennen.

Doch schreiten wir die Fundstelle von Norden nach Süden, d.h. vom befestigten Siedlungsplatz gegen den Graben hin ab (Abb. 18):

Bei Punkt A zeichneten sich in einer Rollkiesschüttung von zirka 1 m Mächtigkeit zwei Reihen von Pfostenlöchern ab, die gegen den Rhein zogen. Die beiden Reihen hatten einen Abstand von 1,4 m

[100] Stähelin F. (Anm. 81) 1922, 126, wo er die später von Dehn W. (Anm. 104) dann herausgearbeiteten Lagetypen schon weitgehend vorwegnimmt.

[101] Major E., Gallische Ansiedlung mit Gräberfeld bei Basel, Basel 1940.

[102] Zuletzt BZ 71, 1971, 175. Bei dieser Fundstätte gilt es drei Dinge voneinander abzuheben: Das Gräberfeld, den Siedlungsplatz und eine Kultstätte. Der Kantonsarchäologe schließt sich damit der von L. Berger schon vor Jahren geäußerten Ansicht (Vorlesungen 1966) an, daß es sich beim sogenannten Dorfgraben (Major E. (Anm. 101) 1940, Abb. 3) um eine viereckschanzenähnliche Kultanlage, bei den drei Soden um Kultschächte handelt.

und ließen sich über zwei Meter verfolgen. Die Rollkiesschüttung war mit einer Lage rostroten Kieses abgedeckt, wie er als oberste Verwitterungsschicht der Niederterrasse ansteht.

Bei Punkt B war die Kiesschüttung gegen die Rittergasse zu durch eine Steinwange begrenzt. Die Schüttung selber wies in dieser Randzone gegen Westen hin in vermehrtem Maße Einschlüsse des weniger beweglichen rostroten Kiesmaterials auf.

Bei Punkt C fand sich ein vereinzeltes großes Pfostenloch mit einem Kranz von Keilsteinen auf der Höhe der rostroten Kiesabdeckung. An dieser Stelle überlappte nach Süden hin die graue Rollkiesschüttung eine solche von fester rostroter Kieserde. Die Überlappung ließ eindeutig erkennen, daß es sich bei der Rollkiesaufschüttung um eine nachträgliche Hinterfüllung handelte, nachträglich im Sinne eines zweiten Arbeitsganges.

Bei Punkt D traten dicht nebeneinander zwei Löcher auf, in die einst wuchtige, zugespitzte Pfähle eingerammt gewesen waren. Die sie umgebende Kieserde war derart dichtgestampft, daß sich die Form der Rundpfähle und die geschlichteten Schnittflächen der Spitze deutlich abzeichneten. Auch hier war in höherer Lage noch ein Kranz von Keilsteinen vorhanden.

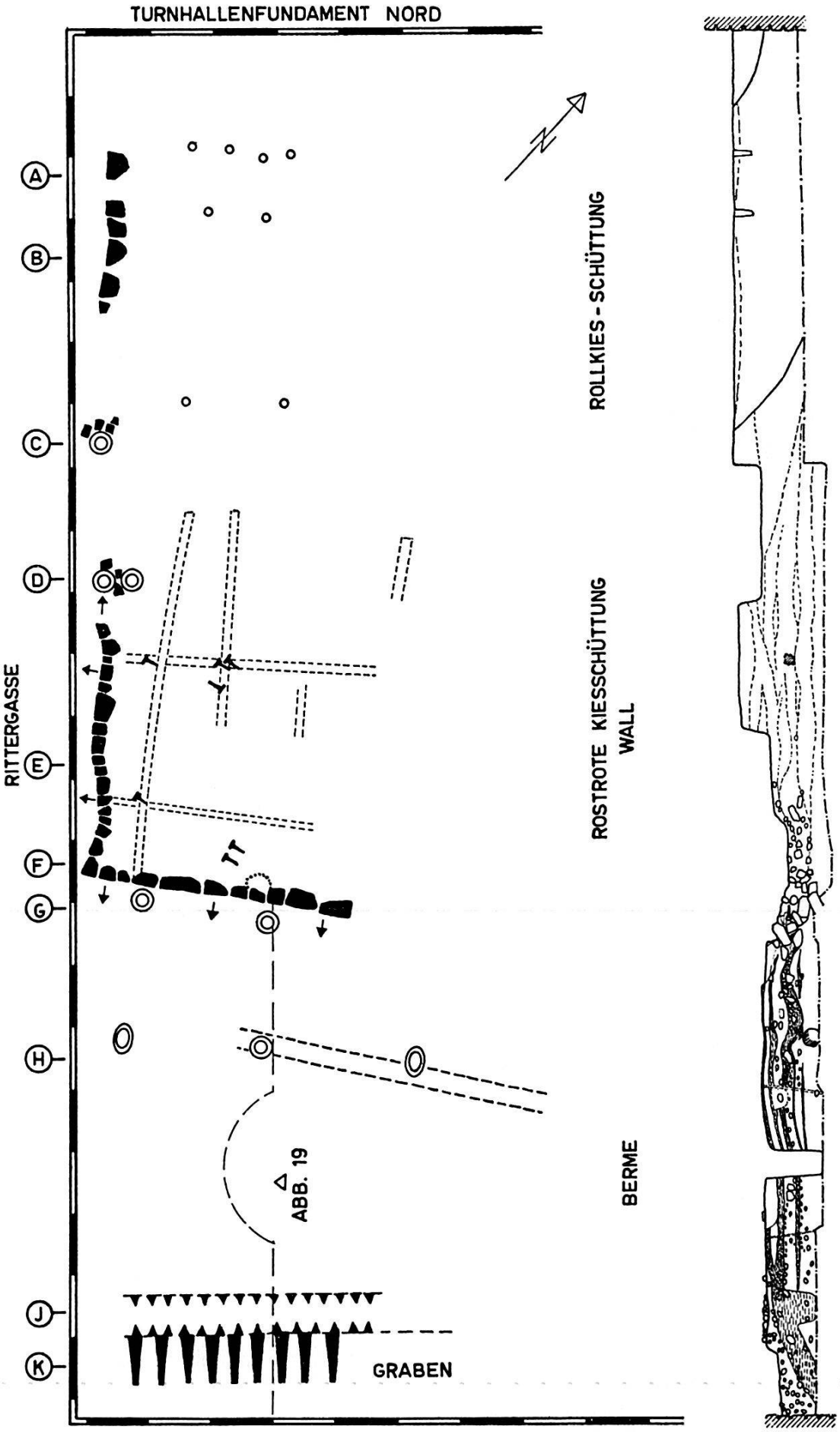
Bei Punkt E war wieder eine Steinreihe zu beobachten, die wie jene bei Punkt B gegen die Rittergasse hin eine saubere Stirnlinie bildete, die allerdings leicht geschwungen verlief. Bemerkenswert ist, daß sie nicht ganz bis an das Pfostenpaar D heranreichte.

Bei Punkt F winkelte die Steinreihe rheinwärts ab, gegen den Graben hin eine geschlossene Frontlinie bildend.

Der Zwickel zwischen Steinreihe E und F wies eine kompakte Kiesschüttung von rostrotem Material auf. Darin waren in verschiedenen Höhenlagen Hohlräume von Längs- und Querbalken festgestellt sowie Nägel gefunden worden, und zwar meistens jeweils zwei nahe beieinander. Die untersten Balken banden in die Frontmauer F ein und hatten eine Länge von durchschnittlich 6 m, d.h. sie reichten über die durch das Pfostenpaar D markierte Linie nach Norden. Zum Teil noch vorhandene verkohlte Reste erlaubten Frau Prof. E. Schmid, sie als Eichenholz zu identifizieren. Die Steinreihe E wies keine entsprechenden Lücken auf.

Auf Flucht G – in einem Abstand von 20 bis 30 cm vor Steinreihe F – konnten zwei Pfostenlöcher festgestellt werden. Die darin ein-

Abb. 18. Rittergasse 5: Schematische Übersicht zur Beschreibung des Murus Gallicus und Längsprofil auf Linie C. Die steingerechte Aufnahme findet sich auf dem Faltplan; das Profil auf Abb. 19. Die Pfeile bei E und F geben die Versturzrichtung der oberen Steinlagen an. – Metereinteilung am Rande markiert.


TURNHALLENFUNDAMENT NORD
A
B
C
D
E
F
G
H
J
K
RITTERGASSE
ROLLKIES - SCHÜTTUNG
ROSTROTE KIESSCHÜTTUNG
WALL
BERME
ABB. 19
GRABEN

gelassenen Pfähle waren nicht so mächtig wie jene bei D oder C und zudem nicht zugespitzt.

Auf Flucht H folgte eine weitere Reihe von Pfostenlöchern von nämlicher Stärke wie bei G, doch waren letztere nicht senkrecht, sondern schräg gegen G geneigt eingelassen. Sie waren auf einen von Westen nach Osten horizontal verlaufenden, auf der Südseite stellenweise mit Steinen hinterkeilten Balken abgestützt.

Auf Flucht J lag ein kleiner Graben von einem halben Meter Breite und Tiefe. Er verlief parallel zu Steinsetzung F in ostwestlicher Richtung.

Mit Linie K war offensichtlich der Rand des eigentlichen Grabens erreicht.

Die Steinreihen E und F sind die unterste Lage einer nach außen hin verstürzten Trockenmauer. Die oberen Lagen der Mauerwange E waren zur Hauptsache gegen Westen hin verstürzt (Pfeil).

Nicht zu übersehen war allerdings, daß die nördlichen Steine auch gegen das Pfostenpaar D abglitten. Die verstürzten Steine der Mauerwange F hingegen lagen südwärts in Reihen gestaffelt mit der Stirne erdwärts (Abb. 19). In diesem Trümmerfeld kamen auch vereinzelte Nägel zum Vorschein (Tafel 9).

Im Vorfeld F–J lagen eine grauschwärzliche Schmutzschicht und drei Brandschichten in dichter Folge übereinander, gegen J hin jeweils auslaufend. Die Brandschichten 1 bis 3 zogen über den Horizontalbalken H hinweg und wiesen in seinem Bereiche unterschiedlich starke Absenkungen auf (Abb. 19). Sämtliche vier Schichten enthielten neben zwei, drei Amphorenscherben nur Latène-Ware[103].

Für unsere summarische Betrachtung – sie will nur ausführliche Information und nicht abschließender Bericht sein – ist von Wichtigkeit, *daß Brandschicht 3* an die unterste Steinlage F heranlief, und daß die verstürzten Steine mit den Stirnen in sie direkt eingepreßt waren, ohne irgend eine isolierende Schmutzschicht. Sie darf deshalb als *Katastrophenschicht* bezeichnet werden. Wie bereits die verkohlten Balkenspuren bei F erkennen ließen, muß die Wehranlage einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen sein. Ein weiterer Hinweis ist die Brandrötung des Sandes und der Unterlagssteine in Balkennähe. Sie war bis anderthalb Meter ins Wallinnere zu beobachten; dort scheint dann die Glut mangels Sauerstoff erstickt zu

[103] Um die Schichten möglichst sauber fassen zu können, wurden jeweils die nur obenauf liegenden Funde von den eindeutig eingeschlossenen abgehoben. Nirgends fand sich auch nur ein Abspliß von Terra Sigillata oder helltonigem Krug, auch nicht in Brandschicht I.

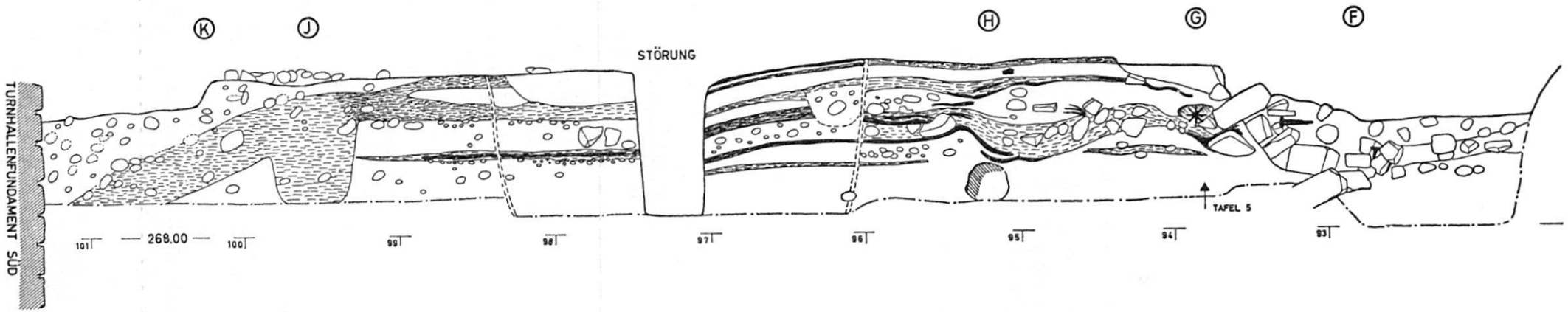


*Abb. 19. Rittergasse 5: Profil durch das Vorgelände des Murus Gallicus auf Linie C. F = Ruine der Frontmauer; G = Höhe der Pfostenlöcher, * = Fundstelle des bemalten Gefäßes (Tafel 5); H = horizontaler Schwellbalken; J = Gräblein längs der Grabenkante K. Im Bereich der Störung schwingt die Profilwand stark nach Westen aus deshalb die Verzerrung. – Maßstab 1:50.*

sein. Auf Brandschicht 3 und unmittelbar vor der obersten verstürzten Steinlage fand sich in einem Sack (Abb. 19*) die Scherben eines bemalten Tonnengefäßes (Tafel 5). Wie sich später zeigen sollte, handelte es sich bei der sackartigen Eintiefung bereits um den ersten Anschnitt des zweiten Pfostenloches der Linie D.

Rekonstruktion:

So spärlich die Reste sind, reichen sie doch aus, eine Rekonstruktion von Wall- und Toranlage zu geben. Wir wissen lediglich nicht, ob das Tor eine oder zwei Fahrbahnen breit war. Dank der als Hohlräume in der satten Kiesaufschüttung erhaltenen Balkenspuren und der Balkennägel – sie weisen alle Längen um 30 cm auf – kann die Wallmauer, beziehungsweise ihr Balkensystem bis in Mannshöhe rekonstruiert werden. Innerhalb der ganzen Anlage kommt dem Balkenlager eine Funktion zu, die sich bis zu einem gewissen Grad mit der Eisenarmierung beim modernen Betonbau vergleichen läßt, treffender aber mit der von eigentlichen *Mauerverankerungen*. Ihr Zweck ist, die Trockenmauer einzubinden, beziehungsweise den Druck der Hinterschüttung aufzuhalten. Eine besondere Verstärkung ist deshalb an der Torecke notwendig, nicht nur weil diese Stelle das besondere Ziel jedes Angriffes ist, sondern hier der Erddruck gleich in zwei Richtungen wirksam wird: einmal Richtung Grabenfront (Abb. 18. F, verstürzt gegen Süden hin, durch Pfeil markiert), zum andern Richtung Tordurchfahrt (Abb. 18. E, verstürzt gegen Westen hin, durch Pfeil markiert). Wie weit das im Torabschnitt herauszuarbeitende Balkensystem auch für die andern Wallabschnitte gilt, bleibt deshalb eine offene Frage.

Für beide Abschnitte, Tor und Wall, gilt die Hauptaufmerksamkeit der Festigung der Frontmauer, d.h. wir müssen im vornherein mit mehr Balkenlagern rechnen, die in die Tiefe des Walles einbinden, als mit Längsbalken. Im Torwinkel E/F konnten zwei Balkengruppen festgestellt werden, die aus je drei Balkenlagen bestanden, wovon die obere und untere Süd-Nord verliefen, d.h. in die Frontmauer sichtbar einbanden, vernagelt mit dem mittleren Lager West-Ost verlaufender Balken, welches die Mauerwange E des Torzuganges verankerte. Zwischen den einzelnen Balkengruppen lag jeweils eine trennende Kiesaufschüttung ohne Holzverstärkung.

Diese Dreier-Gruppierung brachte es mit sich, daß in der Frontmauer doppelt so viele Balkenstirnen in Erscheinung traten als in der Trockenmauerwand der Toreinfahrt (Abb. 21).

Da wir sowohl bei Mauer F als auch bei Mauer E in den verstürzten Steinmassen Nägel fanden, muß angenommen werden,

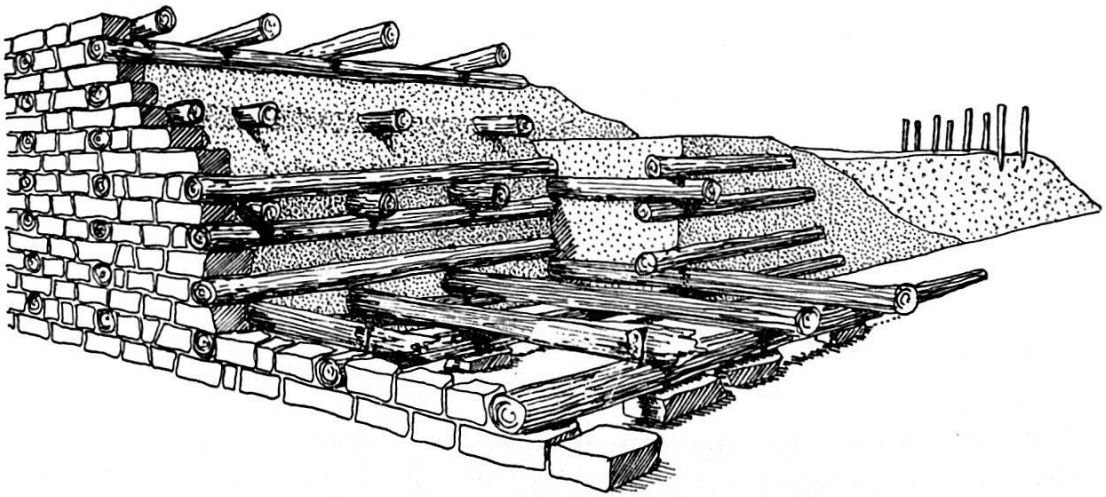


Abb. 20. Rittergasse 5: Einblick in die Konstruktion des Murus Gallicus. Die Skizze ist schematisch angelegt. So ist der obere Balken einer Dreiergruppe gegenüber dem unteren nicht leicht versetzt gezeichnet. Zwischen den einzelnen Balkenlagen können auch zwei bis drei Lagen Steine aufgeschichtet gewesen sein. Entwurf R. Moosbrugger-Leu.

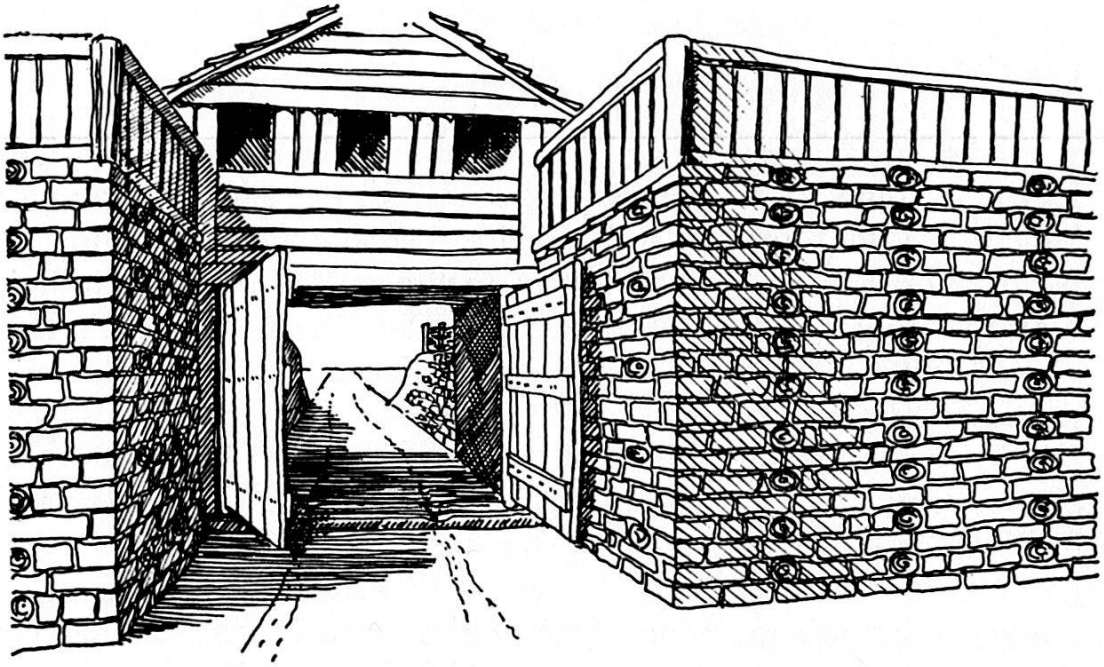


Abb. 21. Rittergasse 5: Rekonstruktionsskizze der Toranlage. Ob die Toranlage ein- oder zweispurig war, ist nicht geklärt. Vergleiche auch die Vorbehalte zu Abbildung 20. Entwurf R. Moosbrugger-Leu.

daß in bestimmten Abständen je nach Lager unmittelbar hinter den Steinen der Trockenmauer ein Längsbalken verlief (Abb. 20 zeigt nur jene hinter der Frontmauer).

Zu den Lagern selber kann noch gesagt werden, daß die Frontbalken im Lot jeweils um zirka eine halbe Balkenbreite versetzt waren, offensichtlich damit man beim Vernageln des oberen Balkens mit dem Längsbalken nicht auf den Nagelkopf der unteren Balkenvernagelung geriet.

Bei den *Balken* scheint es sich um junge Eichenstämme von nur annähernd geradem Wuchs gehandelt zu haben. Nebst der Vernagelung mit den Längsbalken zu einem gegenseitig sich haltenden Gitter, dürfte auch der leicht sich windende Verlauf des einzelnen Balkens die Verankerung noch verstärkt haben. Die einbindende Wirkung der Ankerbalken läßt sich am gebuchteten Verlauf der Mauer E am deutlichsten ablesen. Aber auch die Frontlinie F schwingt überall dort, wo Balken einbanden, leicht ein (Tafel 10).

Zum *Bauvorgang* selber kann anhand unserer Beobachtungen gesagt werden, daß nach Auslegung eines Balkenlagers und seiner Fixierung die einzelnen Bahnen aufgefüllt und eingetreten wurden, bevor man das nächste Balkenlager montierte. Dies brachte es mit sich, daß je nach Balkenlager die Aufschüttung bald Süd-Nord, bald West-Ost verlief. Oder anders gesagt: Man baute nicht das ganze Balkengitter einer Drei-Lagen-Gruppe auf und füllte dann die einzelnen Kassetten aus. Das Einfüllmaterial hätte sich bei dieser Art niemals so verfestigen lassen wie beim bahnweise Auffüllen (Tafel 7).

Das wuchtige Pfostenpaar (Abb. 18. D) und Tafel 9. D dürfte wohl die Torwange gewesen sein und zusammen mit dem mächtigen Einzelpfosten C das Torhaus (Abb. 21) über der Einfahrt getragen haben. Da in seinem Bereich keine begleitende Trockenmauer beobachtet werden konnte, ist anzunehmen, daß die Längswände hier mit Holz verschalt waren. Wie das Torhaus über der Einfahrt aussah und welche wehrtechnischen Einrichtungen es besaß, bleibt der Phantasie überlassen. Dasselbe gilt vom Oberbau des Walles. Doch scheint der Basler Befund wenigstens für den Unterbau noch einen Aufschluß zu erbringen. Beim Abschreiten der Anlage ist aufgefallen, daß die Trockenmauer E nicht ganz an das Pfostenpaar D heranläuft. Daß es sich nicht um Zufall handelt, belegt die Versturzlage der oberen Steine gegen D hin. Offensichtlich hat hier ein Bauelement aus vergänglichem Material eingebunden; am ehesten ist an den Schwellbalken der Toreinfahrt zu denken.

Nach dem Passieren des Torhauses befand man sich dann abermals für eine kurze Strecke in einem von Trockenmauern niedrig

gefaßten Weg. Die Wehranlage wies hier zwei ins Innere des befestigten Platzes ziehende Wangen auf, die durch den Palisadenhag A abgeschlossen wurden. Auch wenn wir nur einen schmalen Streifen von bestenfalls 5 m Breite der Anlage kennen, darf doch gesagt werden, daß es sich dem Typus nach um ein sogenanntes Zangentor handelt, wie es für spätkeltische Anlagen charakteristisch ist. Da hier nur eine erste Überschau geboten wird, soll auf Detailvergleiche verzichtet werden. Der interessierte Leser findet die wichtigste Literatur in der beigegebenen Anmerkung[104] zusammengetragen.

Einleitend haben wir uns erlaubt, darauf hinzuweisen, daß es verfrüht wäre, beim Stand unserer heutigen Kenntnisse den Charakter der spätkeltischen Befestigung auf dem Münsterhügel zu diskutieren. Genau so unfruchtbar wäre es, schon heute eine Diskussion über ihr Alter in die Wege zu leiten: Eigenzerstörung durch die Rauricer beim Auszug mit den Helvetiern? – Zerstörung durch die Römer? Auch wenn hierfür eine Antwort gefunden werden könnte, so wäre damit noch kein Anhaltspunkt für die Zeit der Errichtung gewonnen[105]. Halten wir lediglich die Tatsache fest, daß über der Katastrophenschicht III, die den Abgang des Murus zeichnet, nochmals zwei reine Latène-Straten folgen.

[104] Dehn W., Die latènezeitliche Ringmauer von Preist (Kreis Bitburg), in: Germania 23, 1939, 23.

Dehn W., Einige Bemerkungen zum «murus gallicus», in: Germania 38 1960, 52.

Dehn W., Zangentore an spätkeltischen Oppida, Památky Archeologické 52, 1961, 390.

Dehn W., «Mediolanum», Lagetypen spätkeltischer Oppida, in: Studien zu Alteuropa (2. Teil), 1965, 117.

Kraft G., Breisach-Hochstetten: Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen 1931/34, in: Badische Fundberichte 3, 1935, 262.

Krämer W. und Schubert F., Die Ausgrabungen in Manching 1955–1961, Wiesbaden 1970.

Müller-Beck H. und Ettlinger E., Die Besiedlung der Engehalbinsel in Bern auf Grund des Kenntnisstandes vom Februar des Jahres 1962, in: Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 43/44., 1962, III.

Wheeler M. und Richardson K., M., Hill-Forts of Northern-France, London 1957.

Wyss R., Die mittlere und späte Latènezeit im Mittelland und Jura, in: Die Eisenzeit der Schweiz = Repertorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 3, 1957, 21.

Baatz D., Keltische Einflüsse auf römische Wehrbauten?, in: Marburger Beiträge zur Archäologie der Kelten (Festschrift für Wolfgang Dehn), Fundberichte aus Hessen, Beiheft 1, 1969, 1.

[105] Bei der Erörterung dieser Frage wird den schrägen Balkenlöchern vor dem Murus (Abb. 18. G, H) keine unwesentliche Bedeutung zukommen. Ob es sich um Spuren eines Baugerüstes oder um solche einer Reparatur handelt, bleibe vorderhand dahingestellt.

Ungeachtet dieser offenen Fragen, dürfen wir aber abschließend feststellen, daß der Platz Basel durch diesen Fund eine ganz entschiedende Aufwertung erfahren hat. Soviel steht fest.

Römerzeit

Spätrömische Wehranlage:

Im Zusammenhang mit dem Murus sind die älteren archäologischen Beobachtungen zu den spätrömischen Wehranlagen, der sogenannten Kastellmauer, bereits aufgeführt und die Besonderheit der Lage erörtert worden[106]. Ebenso wurden an anderer Stelle zum Charakter der spätrömischen Anlage Vorbehalte angemeldet[107]. Die Darlegungen können hier deshalb kurz gehalten werden.

Befund:

Auf der höchsten Erhebung der Murus-Ruine fand sich ein 6 m langes und 2,20 m breites Steinbett, das parallel zum Murus in west-östlicher Richtung strich (Faltplan: L und Tafel 6. L). Es bestand aus zwei Lagen straßenbettartig gestellter Kalkbruchsteine mit vereinzelten Tuffbrocken. Eine ähnliche Fundamentsohle hatte R. Laur-Belart 1957 auf der gegenüberliegenden Seite der Rittergasse festgestellt[108]. Im sandig-kiesigen Zwischenfutter fanden sich ein paar römische Scherbchen, denen für die Datierung keine besondere Bedeutung beigemessen werden kann, da sich auf dem Münsterhügel selbst in modernen Schichten solche Beimengungen finden.

Es ist im Gegenteil darauf hinzuweisen, daß sich sowohl der romanische Keller mit seiner Nordmauer, als auch der Turm der Ulrichskirche und das Fundament eines Langhauspfeilers (Faltplan: M[1]) auf die Flucht dieses Fundamentes beziehen.

Leider war gerade die Anschlußpartie des Fundamentzuges zum romanischen Keller bis auf wenige Reste abgetragen, so daß von hier aus keine Aufschlüsse für die zeitliche Stellung gewonnen werden können. Da sich in der Steinsetzung ein Grab eingelassen fand, darf lediglich gesagt werden, daß das aufgehende Mauerwerk schon zur Zeit der Ulrichskirche bereits abgetragen war. Ob der römische Grabstein (Abb. 22), der sich im Fundament der südlichen Langhausmauer der Ulrichskirche vermauert fand (Faltplan: O*),

[106] Seite 394 und Anmerkungen 86, 88, 90, 93–98.
[107] Anm. 31.
[108] Tagebuch R. Laur-Belart 12. Juli 1957 und mündliche Auskunft.

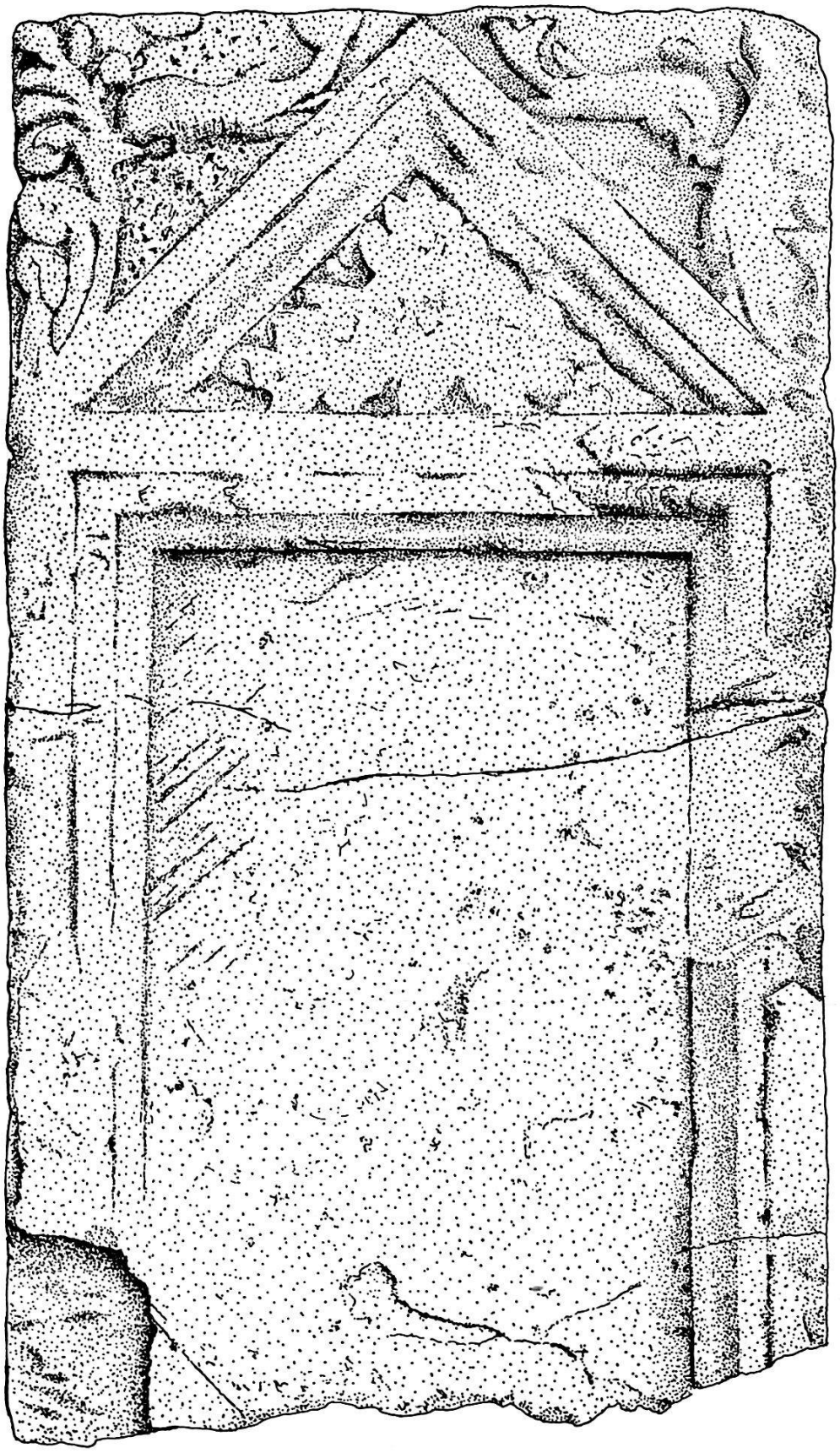


*Abb. 22. Rittergasse 5: Römischer Grabstein ohne Inschrift. Er war als Spolie im Fundament der St. Ulrichskirche eingemauert. Vergleiche Faltplan * bei O. Gezeichnet von R. Keller. – Maßstab 1:10.*

vom Abbruch dieser Mauer stammt, läßt sich nicht belegen, ist aber mindestens in Erwägung zu ziehen.

Deutung:

Ob es sich bei der Steinsetzung L um Fundamentreste einer spätrömischen Abschnittsmauer oder um das einer Mauerwange zum mittelalterlichen Kohlischwibbogen handelt, konnte wegen der geringen Reste und des Umstandes, daß die entscheidenden Anschlußstellen gestört waren, nicht mehr geklärt werden. Eine Fortsetzung dazu konnte weder innerhalb der Turnhalle II, noch östlich davon beim Abgraben der Zufahrtsstraße beobachtet werden. Mit andern Worten: Es wurden keinerlei Spuren festgestellt, die eine Ergänzung zu einem Kastell, wie es R. Fellmann[109] aufskizziert, belegen könnten, was diese Vermutungen in keiner Weise widerlegt, solange wir das Alter des Seitengrabens nicht kennen, von dem noch zu sprechen sein wird. Ein Blick auf den Faltplan zeigt nämlich, daß die Südmauer des Chores der Ulrichskirche – gestrichelt eingetragen – sich direkt auf die Flucht Mauer L bezieht. Von der südlichen Chormauer haben wir keinerlei Spuren mehr vorgefunden; sie gingen spätestens beim Turnhallenbau restlos verloren. Genausogut ließe sich aber die Hypothese aufstellen, Mauer L habe auf der Höhe des Turmes eine Ecke gebildet und Reste ihres weiteren Verlaufes steckten in Mauer M. Diese Ansicht könnte für sich ins Feld führen, daß sich unmittelbar östlich davor ein breiter Graben auftut. Dagegen spricht aber die Ungleichheit in der Fundamentzone. Entscheidend wird deshalb sein, ob sich für die Datierung dieser Anlage noch Anhaltspunkte erbringen lassen.

Die Rundgrube:

In Turnhalle II fand sich zwischen Graben und Rheinbord eine runde Grube von 4,30 m Durchmesser. Da sie mitten im beweglichen Rollkies der Niederterrasse lag, drohte beim Ausgraben ständige Einsturzgefahr. Sie konnte deshalb nicht bis auf die Sohle untersucht werden; dazu wird sich beim Ausheben der Baugrube noch Gelegenheit bieten. Ihre Einfüllung lieferte bisher nur römisches Fundgut, unter anderem ein interessantes Fragment einer Terra-Sigillata-Schüssel (Abb. 23)[110], doch kann sich dieses Bild

[109] Fellmann R. (Anm. 79) 1955, Abb. 10.

[110] Frl. Dr. A. Bruckner verdanke ich folgenden Detailbericht: «Randbruchstück einer südgallischen Terra Sigillata-Schüssel Drag. 37 aus dem letzten Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. Reliefdekor: links 2 Gladiatoren (Oswald F., Index of Figure Types on Terra Sigillata, 1936/37, Nr. 999 und 1000), nackte weibliche Gestalt (Venus) und rechts, unter einem von Säulen getragenen Bogen, männliche Gestalt (bestiarius?).»

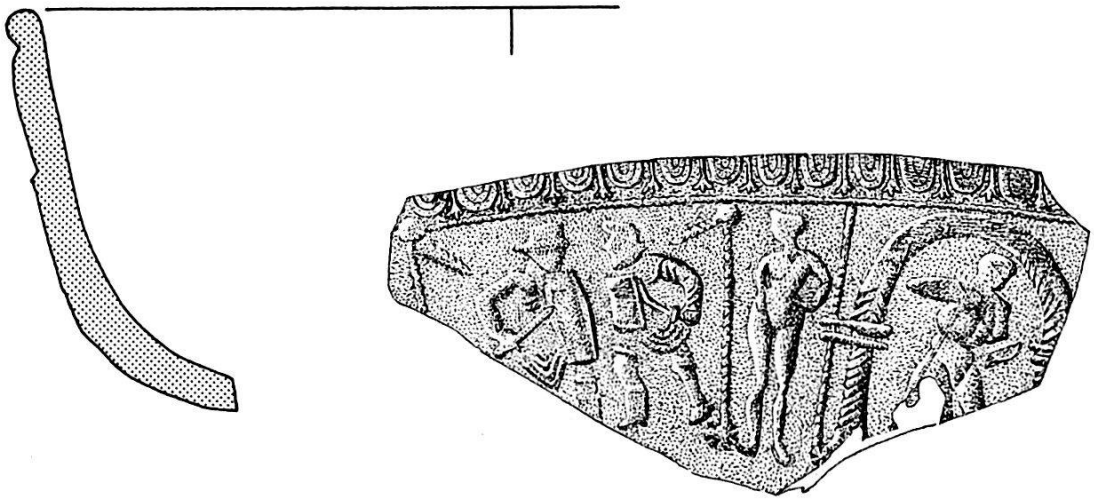


Abb. 23. Rittergasse 5: Terra Sigillata-Scherben aus der Einfüllung der runden Grube in Turnhalle II. Vergleiche Anm. 110. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:2.

noch ändern. In ihrer Art erinnert diese Grube an jene im Naturhistorischen Museum[111], die sich deutlich von den wesentlich kleineren und weniger tiefen des 1. Jahrhunderts abhob. – Weitere römerzeitliche Schichten, wie sie R. Fellmann bei seinen Untersuchungen im Keller des benachbarten Gebäudes Rittergasse 3 fand, konnten in unserem Abschnitt nirgends festgestellt werden. – Unklar bleibt die zeitliche Stellung der Mauer P, deren Fundamentsohle eindeutig über Brandschicht III lag. Dies ist die einzig sichere Aussage bezüglich ihres Alters.

Der Seitengraben

R. Moosbrugger-Leu

Die große Überraschung der Ausgrabungen in Turnhalle II war die Entdeckung eines Grabens von 13 m Breite und mindestens 6 m Tiefe (Faltplan). Zwar spricht F. Stähelin vage von Beobachtungen eines Grabens im Bereich von Turnhalle II und zeichnet ihn in der Form eines abgebogenen Endabschnittes auf dem beigegebenen Übersichtsplan zu seinem Aufsatz von 1922 auch ein[112], gibt aber nirgends klaren Aufschluß über seine Quellen. Da wir in den Akten des Staatsarchives keine entsprechenden Unterlagen finden konnten und zudem die Abgrabungen östlich der Turnhalle an der

[111] BZ 69, 1969, Faltplan Grube 8. In der Zwischenzeit erwies sich die Rundgrube als Störungssack eines geplünderten Sodbrunnens.

[112] Stähelin F. (Anm. 81) 1922.

von F. Stähelin angegebenen Stelle keinerlei Spuren hievon erbrachten und des weitern in der Baugrube des Ramsteinerhofes Spuren eines Grabens beobachtet werden konnten[113], der sich mit seinem deutlich abgetreppten Profil als Teil des Halsgrabens von der Bäumleingasse zu erkennen gab, verloren die Angaben F. Stähelins zusehends an Gewicht.

Um so größer war die Überraschung, als wir in Turnhalle II statt auf Reste des Murus Gallicus auf einen Graben stießen, der nordwärts strich, also leicht schräg zur rheinwärtigen Böschungskante der Niederterrasse und quer zum Halsgraben verlief. Zusammen mit dem Halsgraben trennte dieser Seitengraben ein kleines, im Grundriß dreieckiges Plateau vom übrigen Münsterhügel ab. Es wird heute zur Hauptsache vom Hauptgebäude des Ramsteinerhofes belegt. Der Seitengraben könnte aber auch zur Verkürzung der Frontmauer angelegt worden sein.

Die Grabensohle konnte während den Ausgrabungen nicht ganz erreicht werden. Bei Einhaltung der bestehenden Sicherheitsvorschriften wären diese Untersuchungen zeitlich und finanziell zu aufwendig geworden. Der Verzicht auf eine vollständige Untersuchung zu diesem Zeitpunkt durfte um so leichter in Kauf genommen werden, als die späteren Abgrabungen im Zusammenhang mit dem Bauvorhaben verschiedentlich Gelegenheit bieten werden, das Versäumte nachzuholen. Ob sich dabei Spuren finden lassen, die Anhaltspunkte zur Datierung liefern werden, bleibt offen. Wir können lediglich sagen, daß auch dieser Graben im Verlaufe des 13. Jahrhunderts aufgegeben, beziehungsweise eingefüllt wurde.

Mit dem Graben in Zusammenhang zu bringen ist Mauer N (Faltplan). Sie folgt in waghalsiger Art seiner Westkante. Offensichtlich sind Teile dieser Mauer in den Graben gestürzt oder waren so gefährdet, daß sie beim Einschütten des Grabens geschleift wurden. Beim erhaltenen Mauerabschnitt lassen Verblendungen und Unterfangungen erkennen, daß zur Erhaltung dieser Mauer verschiedentlich Stützungsaktionen notwendig gewesen waren. Dem Mauerzug N darf deshalb ein hohes Alter gegeben werden. Später wurde darauf die Ostwand des Langhauses von St. Ulrich erstellt.

Mittelalter

Wie bereits dargelegt, bleibt die Frage offen, ob es sich bei Fundament L um Spuren einer spätrömischen Wehranlage oder im Zu-

[113] Vergleiche Fundstatistik das Kapitel Mittelalter: Rittergasse 17.

sammenhang mit Mauerzug N um Reste einer frühmittelalterlichen Wehranlage handelte, der dann auch der Kohlischwibbogen zuzurechnen wäre. In diesem Fall wäre in erster Linie an einen befestigten Bischofssitz zu denken, womit auch das Problem der «Domfreiheit»[114] mit in die Diskussion käme.

Der romanische Keller:

Zu den frühesten, sicher mittelalterlichen Spuren auf dem Untersuchungsgelände gehörten nebst Mauerzug N die Reste eines Kellers, der unter der Südmauer der Ulrichskirche lag und somit älter als diese ist, d.h. noch in romanischer Zeit entstanden sein dürfte. Zeitlich wäre er demnach neben die Keller auf dem Areal des Augustinerklosters zu stellen[115], doch hebt er sich durch seine Dimensionen deutlich von diesen ab. Sein Inneres war ein sauberes Geviert von 5 auf 7 m mit grob verputzten Wänden und Magermörtelboden. Der Verputz der Nordwand wies Aussparungen auf, die mit einiger Phantasie vage den Verlauf einer steilen Treppe ablesen ließen. Einzig im Aufbau der Mauern – Wände aus Kalkbruchsteinen hochgezogen und mit vermörtelten Kieselwacken hinterstopft – bestand eine gewisse Verwandtschaft zu den Kellern an der Augustinergasse.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Kellerformen ist kaum zeitlicher Natur, sondern wohl eher vom Standort her zu verstehen: Der Keller an der Rittergasse liegt im Bereich des Bischofshofes, jene von der Augustinergasse liegen bereits außerhalb des Immunitätsbezirkes. Diese Anlagen werden damit zum Spiegel des sozialen Gefälles. Der erstere darf deshalb als Frühform des gotischen «Adelskellers» – wenn ich so sagen darf – angesprochen werden, wie wir ihm im «Schönen Haus» am Nadelberg 10 oder an der Rittergasse 7[116] begegneten; die letzteren könnte man als Frühform des «Bürgerkellers» bezeichnen, der sich in der Folgezeit zum soliden, aber kleinen überwölbten Keller entwickelt, wie wir ihn an der Rittergasse 16 bereits aus dem 13. Jahrhundert erfassen können. Für die Frühzeit dürfte charakteristisch sein, daß er sich nur unter dem einen Wohntrakt befindet und nicht unter dem ganzen Haus durchzieht[117].

Die Einfüllung des Kellers bestand in den untern Lagen aus Bauschutt, durchsetzt mit gotischer Keramik, unter anderem auch

[114] Berger L. (Anm. 86) 1965, 157.
[115] BZ 69, 1969, 359 und Faltplan.
[116] Vergleiche Fundstatistik, Kapitel Mittelalter.
[117] Vergleiche «Das Altstadthaus» im nachfolgenden Kapitel.

mit rosettenverzierten, grünglasierten Ofenkacheln, während die oberen erdig kiesigen Schichten nur römisches Fundgut des 1. und 2. Jahrhunderts enthielten ohne jegliche fremde Beimengung. In der Schichtabfolge also eine totale Umkehrung des Zeitablaufes, ein Musterbeispiel für die Schwierigkeiten der Stadtarchäologie. Der gotische Einfüllschutt läßt erkennen, daß der Keller auch nach Errichtung der Kirche weiterhin in Gebrauch blieb, wahrscheinlich bis zum Bau des Turmes um die Mitte des 15. Jahrhunderts[118].

Mit der Errichtung des Turmes, der mit seiner westlichen Partie in den Keller hinein zu stehen kam, wurde der alte Schwibbogen, mit dem die Südmauer des Kirchenschiffes den Keller überbrückte, abgebrochen und durch einen neuen ersetzt. Dies geschah in der Art, daß man den Keller zunächst zu zwei Dritteln auffüllte, d.h. bis auf die Höhe des Gewölbeansatzes, und dann im Innern ein Hügelrund aufschüttete, das als Leergerüst für den Bau des Entlastungsbogens diente.

Die St. Ulrichskirche:

Ohne die dokumentarischen Unterlagen des 18. und 19. Jahrhunderts wäre es kaum möglich gewesen, den Grundriß der Ulrichskirche anhand der Mauerreste zu ermitteln. Der Grund ist darin zu suchen, daß es sich in keiner Phase ihrer Baugeschichte um einen geschlossenen Bauvorgang gehandelt hat. Seit Anbeginn nutzte man älteres Mauerwerk profaner Bauten, die man geschickt in die Planung einbezog: – stückte bald einen Chor an, der mit schräg abfallendem Walmdach an den Ostgiebel des Langhauses angeschlossen werden mußte, wollte man das Licht der dortigen Oberfenster nicht verlieren[119], ein Einschnitt, der optisch den Chor vom Langhaus trennt; – verbreiterte bald das Langhaus nach Norden hin, so daß der Chor nun ganz einseitig auf die Südseite der Mittelachse zu liegen kam; – dann errichtete man im Ostteil des südlichen Seitenschiffes den Turmklotz, wodurch die Anlage noch einseitiger südlastig wurde. Stückwerk über Stückwerk, von einer geschlossenen Grundanlage kaum eine Spur.

[118] Die Bauinschrift des Turmes ist erhalten geblieben. Vergleiche Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 511.

Bevor wir den Turm ausgegraben hatten und seinen Standort kannten, brachten wir den jüngeren Schwibbogen der Südmauer mit Reparaturarbeiten nach der Erdbebenkatastrophe in Zusammenhang. Die Situation klärte sich erst, als wir außerhalb der Turnhalle die Reste des Turmes und die Südostecke des Kellers freilegen konnten.

[119] Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 515.

Damit findet die Vermutung von F. Maurer[120] ihre Bestätigung, daß die Dompropstei relativ spät, nämlich erst nach dem Bau der spätromanischen Stadtmauer «in das Gebiet zwischen Rittergasse und Luftgäßlein, diese durch die Nähe des Domkreuzganges und Bischofshofes ausgezeichnete Stelle» verlegt worden sei und mithin auch die Ulrichskirche, deren Patronatsherr der Dompropst war.

Zur frühgotischen Anlage des 13. Jahrhunderts gehörten Mauerzug O (Faltplan) und Pfeilerfundament M^1, das später, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Turmbau, nach Westen hin erweitert wurde. Abgesehen von Postament M^2, das wir nicht zu deuten wissen, handelte es sich bei diesen beiden Fundamenten um die einzigen speziell für die Kirche errichteten Grundmauern. Es ist anzunehmen, daß mit der Errichtung der südlichen Langhausmauer O gleichzeitig auch der Oberbau des Mauerzuges L abgebrochen wurde, und daß aus ihr der römische Grabstein stammt, der im Fundament der Mauer O* dann wieder verwendet wurde. Bemerkenswert ist seine Lage. Er lag nicht längs zur Mauerflucht, wie man erwarten möchte, sondern quer dazu, als hätte man damit einer seitlichen Absenkung der Mauer O vorbeugen wollen. Diese Vorsichtsmaßnahme war nicht unbegründet, lag doch Mauer O auf der südlichen Kante der verstürzten Ruine des Murus Gallicus. Ganz offensichtlich kannten die Bauleute die Situation noch genau. Für uns wiederum ein interessanter Aufschluß zur Stadtgeschichte: Er gibt zu erkennen, daß Mauer L – deute man sie nun als rein frühmittelalterliche oder im Kern spätrömische Wehranlage – noch um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert nicht nur durch einen Graben geschützt war, dessen Nordkante gerade noch ins Blickfeld rückt, sondern zudem erhöht auf einem Walm lag, der vielleicht durch die Trockenmauer P, die wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem romanischen Keller zu sehen ist, abgestützt war. Das Verhältnis der Trockenmauer zur Kellersüdmauer ist nicht ganz klar; jedenfalls scheint die Trockenmauer älter zu sein als der Keller, sogar ein frühgeschichtliches Alter ist nicht auszuschließen. Trokkenmauer P zog über die Trümmer der Murus-Frontmauer F hinweg und ist deshalb mit dieser nicht zu verwechseln.

Mit Mauer L mußte auch das Gebäude über dem romanischen Keller dem Bau der Ulrichskirche weichen. Bis dahin stand es auf dem markanten, künstlich geschaffenen Geländesporn, im Zwickel zwischen dem Halsgraben und dem Seitengraben. Mit dem Einfüllen dieser Grabenanlagen und dem Bau der romanischen Stadt-

[120] Maurer F. (Anm. 91) 1966, 419.

mauer beim St. Albangraben wurde die Topographie im Vorgelände des Münsterhügels grundlegend verändert.

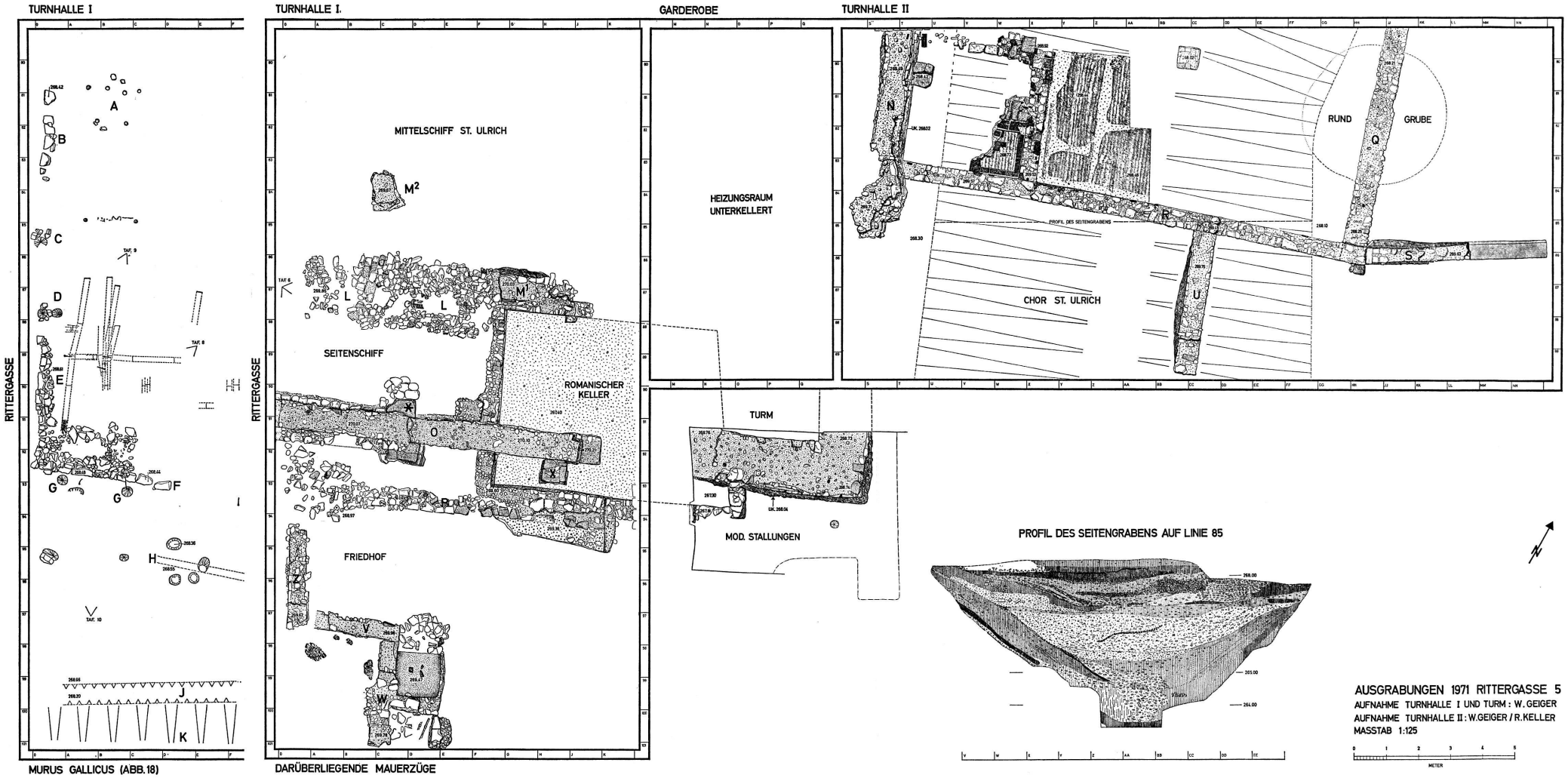
Das Wissen um die ursprüngliche Situation muß sich jedoch auch hier über Jahrhunderte erhalten haben, wie die Beobachtungen der Ausgrabungen im Vorgelände des Bischofshofes im nächsten Jahresbericht zeigen werden. Auf dem diesjährigen Untersuchungsgelände 1971 läßt sich dies wenigstens anhand der Standortwahl des Turmes aufzeigen. Er wurde nach der erhaltenen Bauinschrift[121] um 1440 errichtet, und zwar auf Kosten des südlichen Seitenschiffes. Dieser Einbau brachte weitere Verwirrung ins Raumgefüge, das schon vorher wegen der einseitigen Lage des Chores nicht sonderlich glücklich, aber immerhin noch einigermaßen im Gleichgewicht war. Durch den Einbau des Turmes wurde nun ausgerechnet die ohnehin bedrängte Südostecke nochmals belastet, der Zugang zum Chor in solchem Maße beengt, daß er nur noch den Charakter einer Seitenkapelle hatte. Vom Bau her gesehen wäre eine Plazierung im einen oder andern Zwickel zwischen Langhaus und Chor die entschieden bessere und harmonischere Lösung gewesen. Wenn man sich trotzdem anders entschloß, so offensichtlich aus dem Wissen um die Beschaffenheit des Baugrundes. Beim idealen Standort östlich von Mauer N wäre man mit den Turmfundamenten in die schier unergründlichen Tiefen des Grabens geraten. Den guten Baugrund fand man erst westlich der Mauerflucht N. Daß man dem südlichen Seitenschiff den Vorzug gab und nicht dem nördlichen, dürfte mit dem romanischen Keller in Verbindung zu bringen sein, der damals ja noch offen lag. Er brachte nicht nur Einsparungen an Aushub, sondern erleichterte ihn auch entschieden, konnte man sich doch einfach vom Keller her in den Berg hineinarbeiten.

Doch zurück zur Baugeschichte von St. Ulrich. Da der Seitengraben erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts eingefüllt wurde, ist anzunehmen, daß sich die erste Kirchenanlage auf den guten Baugrund westlich der Mauer N beschränkte, letztere als Ostabschluß nutzend. Es muß daher am ehesten an eine einfache Anlage ohne Chor gedacht werden, um so mehr als ja St. Ulrich erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts den Rang einer Pfarrkirche erlangte[122].

Die Profanbauten:

Älter als der Chor der Ulrichskirche, dessen Abschlußmauer U lediglich an die lange Mauer R angelehnt war, müssen die Profan-

[121] Maurer F. (Anm. 91) 1966, Abb. 511.
[122] Maurer F. (Anm. 91) 1966, 420.


TURNHALLE I
RITTERGASSE
A
B
C
D
E
F
G
H
I
J
K
MURUS GALLICUS (ABB. 18)
TURNHALLE I.
MITTELSCHIFF ST. ULRICH
SEITENSCHIFF
ROMANISCHER KELLER
FRIEDHOF
DARÜBERLIEGENDE MAUERZÜGE
GARDEROBE
HEIZUNGSRAUM UNTERKELLERT
TURM
MOD. STALLUNGEN
TURNHALLE II
CHOR ST. ULRICH
RUND
GRUBE
PROFIL DES SEITENGRABENS
PROFIL DES SEITENGRABENS AUF LINIE 85
AUSGRABUNGEN 1971 RITTERGASSE 5
AUFNAHME TURNHALLE I UND TURM: W. GEIGER
AUFNAHME TURNHALLE II: W. GEIGER / R. KELLER
MASSTAB 1:125
METER

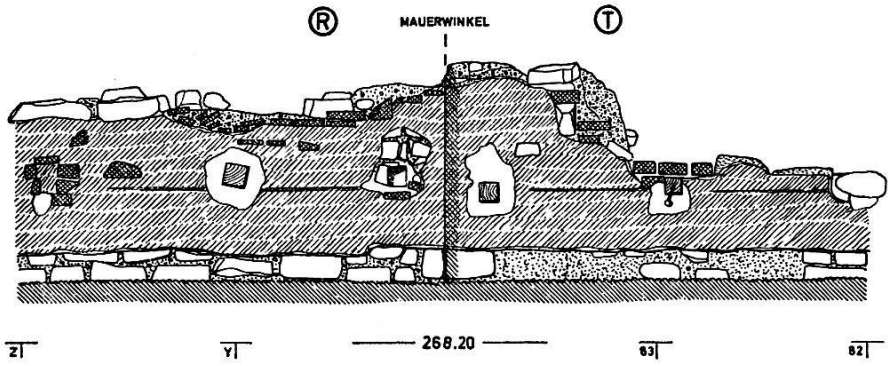


Abb. 24. Rittergasse 5: Mauerwinkel des großen Saalbaues RST, vergleiche Faltplan. Auf dem Mörtelboden lag ein Balkenrost, der einen Bretterboden trug. Erst über dem Bretterboden setzte der Wandverputz an. Wie die Dübelhölzer erkennen lassen, müssen die Wände getäfelt gewesen sein. – Maßstab 1:50.

bauten sein. Den Maueranschlüssen nach war Mauerzug Q wiederum älter als Mauerzug R und seine Verlängerung S. Mauerzug Q lag bereits östlich des Grabens und gehörte wahrscheinlich zu den Gebäulichkeiten, die einst das durch Graben und Seitengraben abgetrennte Plateau beherrschten. Insofern könnte dieser Mauerzug gleich alt wie die Grabenkantenmauer N sein, ist aber wiederum jünger als die große runde Grube, über die er hinweglief. Eine präzise Datierung der verschiedenen Mauerzüge anhand sauberer Schichtanschlüsse war nicht möglich. Die zeitliche Abfolge ließ sich lediglich anhand der Maueranschlüsse oder -ausbrechungen gewinnen. Insofern bleibt das Gesagte zunächst reine Spekulation; vielleicht erbringt die eingehende Aufarbeitung da oder dort noch nähere Aufschlüsse.

Die Mauerzüge R, S, T gehörten zu einem großen Saalbau von mindestens 17 m Länge. In allen drei Mauern, deren Innenwände roh verputzt waren, fanden sich Holzdübel eingelassen. In ihrem Moder, es muß sich um Nadelholz gehandelt haben, staken zum Teil noch die Nägel, mit denen das Wandgetäfer fixiert worden war (Abb. 24). Der Boden war ähnlich konstruiert: Auf einem Estrich aus Magermörtel lagen Balken auf, von denen noch die Abdrücke abgelesen werden konnten. Sie müssen einen Bretterboden getragen haben. Am ehesten dürfte dieser Saalbau, der allenthalben durch eine zügige Bauweise geprägt war, mit Konzilsvorbereitungen in Zusammenhang zu bringen sein. Er wäre dann in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts zu datieren.

Für die Baugeschichte der Ulrichskirche würde das bedeuten, daß diese erst in der Folgezeit ihren Rechteckchor erhielt; denn

dessen Abschlußmauer U war eindeutig an die Längsmauer R angebaut und weniger tief fundiert. Vom Chorboden hatten sich keinerlei Spuren erhalten. Dies kann nicht verwundern, gilt es doch zu bedenken, daß das Langhaus der Kirche, beziehungsweise dessen Boden auf dem Walm der Murus-Aufschüttung lag. Wollte man auch nur einigermaßen ein ähnliches Niveau erreichen, so mußte das Chorgeviert durch Aufschüttungen angehoben werden. Mit andern Worten: Zwischen dem Chorboden und dem Bretterboden des Saales R, S, T muß ein beträchtlicher Niveauunterschied bestanden haben.

Wie wir heute wissen, war der Saalbau R, S, T nicht das erste Gebäude, das an dieser Stelle das eingeschüttete Grabengelände belegte. Nördlich der Turnhalle fand sich ein noch älterer Mauerzug, der parallel zur Mauer R quer zum Graben verlief bis zur Grabenkantenmauer N. Leider waren die Anschlüsse zu Mauer Q weggebrochen, so daß wir hier das innere Verhältnis der beiden Mauern zueinander nicht kennen. Daß beide Mauerzüge älter als der Saalbau R, S, T waren, ließ sich daran erkennen, daß sie bis auf die Höhe seines Mörtelbodens abgebrochen waren. Einzig in der Zange zwischen Mauer R und S fand man Reste des aufgehenden Mauerwerks Q. Es wäre deshalb zu erwägen, ob die Mauer Q nicht ursprünglich die Räume R und S trennte und erst in einer späteren Phase beim Umbau zum Saal niedergerissen wurde.

Der Befund außerhalb der Turnhalle läßt vermuten, daß zwischen Mauer N und T zeitweise ein Gäßlein lag, das den direkten Zugang zum Chor erschlossen hatte. Der Merian-Plan liefert uns leider aus schon erwähnten Gründen keine nähern Aufschlüsse. Genauso lassen uns die alten Prospekte und Handrisse bei der Deutung der Mauerreste V und W im Stich. Da sie im Bereich des urkundlich bekannten südlichen Gottesackers lagen, ist die Deutung als Beinhaus nicht abwegig.

Schlußbemerkung:

Wie die Ausführungen zeigten, lassen sich um St. Ulrich Kirchen- und Profanbauten nur schwer voneinander abheben; namentlich auf der Nordseite sind sie eng ineinander verschachtelt. Dies gilt nicht nur fürs Mittelalter, sondern auch für die Neuzeit. So steckt noch heute die Nordwand des Langhauses der Ulrichskirche in der Südwand des Gebäudes Rittergasse 3, dem ehemaligen «Roten Schulhaus». Eine seltsame Tatsache, wenn man bedenkt, daß der Dompropst, der einflußreichste Mann neben dem Bischof, Patronatsherr von St. Ulrich war, und wenn man bedenkt, welche Gebiete dieser Kirche schon Ende des 13. Jahrhunderts einverleibt

waren[123]. Die Erklärung für den Hang zum Kleinteiligen, dem wir auf Schritt und Tritt begegneten, muß darin gesucht werden, wie F. Maurer schreibt: «Im übrigen war St. Ulrich – zwar von vornehmen Gebäuden umgeben – die Kirche der kleinen Leute, der Rebgärtner, Schäfer, Hafner, Weber u.ä., die aber schon früh – etwa beim Landkauf zur Erweiterung des Gottesackers 1401 – gemeinsam auftraten, Kirchenpfleger und Fabrikmeister stellten und sich 1507 ausbedangen, den Kirchenschatz selbst zu verwalten.» Von solchen Leuten kann kein großer Wurf erwartet werden.

Spätestens seit dem 18. Jahrhundert diente das Gemäuer von St. Ulrich profanen Zwecken. Zur Sicherung des Gebäudes wurde wohl damals der Stützpfeiler X unter den Schwibbogen der Südmauer gestellt, wobei man die Grube durch den ganzen Einfüllschutt bis zum Kellerboden hinabtreiben mußte.

Ende des 19. Jahrhunderts wich die Ulrichskirche den Turnhallenbauten. Auch sie Zeitdokumente: Ein seltsames Nebeneinander von klassizistischen Architekturelementen in Gips, sorgfältiger Steinmetzarbeit und nackter Eisenkonstruktion in den Dachgestühlen; der Boden mit Teer isoliert, darauf ein kreuzweiser Bretterrost, der dem Eichenparkett jene unvergleichliche Federung gab, an die kein moderner Turnhallenbelag herankommt. Auch solche Beobachtungen verdienen am Rande festgehalten zu werden, da ihre Spuren heute restlos verschwinden.

Das Altstadthaus

R. Moosbrugger-Leu

Während der Ausgrabungen im Hinterhof Rittergasse 16 bot sich Gelegenheit, nebenher auch einmal das aufgehende Gemäuer eines Altstadthauses näher zu beobachten. Es handelte sich um das Vorderhaus Rittergasse 16 (Tafel 4. K), dessen Fassaden und Wände damals gerade vom Verputz freigeklopft wurden. Dabei kam im Hinterzimmer des ersten Stockes ein horizontal in die Wand eingemauertes Kugeltöpflein zum Vorschein, das dem Profil nach der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuzuweisen ist (Abb. 25). Zusammen mit Beobachtungen am Mauerwerk zeigte sich sehr bald, daß sich hier Gelegenheit bot, die Entwicklungsgeschichte des gotischen

[123] Maurer F. (Anm. 91) 1966, 420. Damals umfaßte der Kirchenbau St. Margarethen mit Binningen und Bottmingen sowie die Gebiete der St. Albanvorstadt und die Vorstadt im Birsigtal.

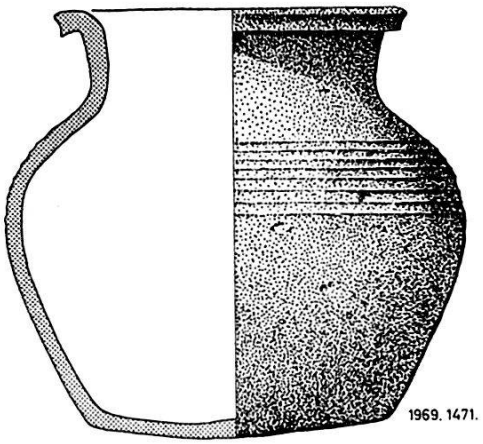


Abb. 25. Rittergasse 16: Der in der Mauer des älteren Hausteils gleich einem Wandtresor eingemauerte Topf. Seiner Kugelform nach und wegen des ausgeprägten Linsenbodens ist er ins frühe 13. Jahrhundert zu datieren. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:3.

Stadthauses – so wie es uns aus den Gassen der Altstadt vertraut ist – aufzuhellen.

Das gotische Altstadthaus, dem typologisch auch das Haus Rittergasse 16 angehört, steht für gewöhnlich auf länglich-schmaler Parzelle und weist eine Fassade von 2,5 bis 6 m Breite auf. Sein Inneres gliedert sich in drei Teile, bestehend aus Vorderzimmertrakt und Hinterzimmertrakt und dem dazwischen eingespannten Treppenhaus, wo meistens auch die Küche zu finden ist.

Auch beim Haus an der Rittergasse 16 dürfte die Parzelle ursprünglich schmalrechteckig abgesteckt gewesen sein. Durch irgendwelchen Zufall – wahrscheinlich Stiftung der Marienkapelle (Tafel 4. L) – unterblieb dann die Überbauung der südlich anschließenden Parzelle, so daß sich hier ausnahmsweise die ganze Giebelwand mit einem Blick erfassen ließ, leider verunklärt durch das Baugerüst (Tafel 11). Punkto Lage wäre zu bemerken, daß dieses Haus unmittelbar vor dem sogenannten Halsgraben liegt (Tafel 4. D) und damit außerhalb des alten Siedlungsgebietes auf dem Münsterhügel. Zur Überbauung interessant wurde dieser vordere Abschnitt der Rittergasse erst mit der Errichtung der spätromanischen Stadtmauer von zirka 1200, was nicht ausschließt, daß sich schon vorher längs der Ausfallstraße zur Birsbrücke bei St. Jakob dürftige Besiedlung befunden haben könnte. Weiteren Gewinn an Siedlungsraum innerhalb der Stadtmauer brachte im 13. Jahrhundert die Einfüllung des Halsgrabens an der Bäumleingasse und des Seitengrabens beim Bischofshof[124]. So wurde es möglich,

[124] Vergleiche vorherigen Aufsatz, Kapitel Mittelalter.

auf dem Münsterhügel ein ganzes Quartier niederzulegen, um dem Augustinerkloster Platz zu machen[125].

Obgleich die schriftlichen Urkunden über die Liegenschaft Rittergasse 16 nicht bis ins 13. Jahrhundert hinabreichen, darf aus den oben dargelegten, allgemein stadtgeschichtlichen Erwägungen im Gebiet der vorderen Rittergasse eine rege Bautätigkeit angenommen werden.

Durch die Funde der romanisch-frühgotischen Keller auf dem Areal des Augustinerklosters wurde nicht nur die Aufmerksamkeit auf diese Umbruchzeit gelenkt, sondern gleichzeitig auch erste klare Kenntnisse gewonnen, die überhaupt Vergleiche nach unten und oben möglich machten. Von den Kellern an der Augustinergasse kannten wir das Abgangsdatum 1276, ihre Konstruktion und die zur Zeit ihres Abganges gebräuchliche Keramik. Gestützt auf den Befund Rittergasse 16 können wir heute sagen, daß sich die Keller auf dem Areal des Augustinerklosters vielfach sehr altertümlich ausnehmen und zur Zeit ihrer Aufgabe bereits veraltet waren. Wenn ich sie oben romanisch-frühgotisch nannte, so wäre der zweite Teil in Klammern zu setzen. «Frühgotisch» sind sie nicht der Bauart nach, sondern nur in bezug auf die Dauer ihrer Belegung. Ihre Entstehungszeit dürfte im 12. oder gar 11. Jahrhundert zu suchen sein.

Damit beginnt sich aber die interessante Tatsache abzuzeichnen, daß im Einzugsgebiet der *romanischen Stadt* zwei Hausarten ganz verschiedener Tradition und Herkunft nebeneinander bestanden haben müssen. – Die eine sind die kellerlosen Holzbauten der Talstadt und am Gegenhang des Birsigtales beim Petersberg[126] von vorwiegend handwerklich-halbländlichem Charakter. – Die andere sind die unterkellerten Häuser auf dem Münsterhügel. Von der vorklösterlichen Besiedlung bei der Augustinergasse wissen wir lediglich, daß dort das offensichtlich angesehene Geschlecht der Krafte ansäßig war, nach denen auch das Kraftostor benannt wurde. Leider kennen wir den Oberbau der dortigen Häuser nicht. Dies ist umso bedauerlicher, als die Entwicklung des gotischen Altstadthauses offensichtlich von diesem Typus seinen Ausgang nahm und den «Petersbergtypus» in der Folge sehr rasch verdrängt haben muß. Trotzdem wollen wir froh sein, daß mit dem Haus Rittergasse 16 ein doch recht klarer Ansatzpunkt gefunden zu sein scheint.

[125] BZ 69, 1969, 359.

[126] Berger L., Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel: Ein Beitrag zur Frühgeschichte Basels, Basel 1963, 13.

Wie bereits erwähnt, fand sich das frühgotische Kugelgefäß mit Linsenboden im zweiten Stock des hinteren Haustraktes gleich einem Wandtresor eingemauert unter Verwendung von gelbbeigem Mörtel, mit dem auch die Wand verputzt war. Zunächst maßen wir der Tatsache, daß nur der hintere Teil der Liegenschaft unterkellert war, keine besondere Bedeutung zu, gehört dies doch namentlich bei kleineren Altstadthäusern fast zur Regel. Beim Abklopfen des Verputzes an der Giebelfassade zeigte sich jedoch, daß sich das unterkellerte, hintere Hausdrittel durch eine Baufuge deutlich absetzte (Tafel 11, Pfeile).

Anhand der Läufer- und Bindersteine war unschwer zu erkennen, daß es ursprünglich einen geschlossenen Baukörper gebildet hatte, an den dann später der vordere Hausteil angefügt wurde; denn seine Steinlager laufen ohne Endverstärkung an den alten Hausteil heran.

Es zeichnete sich also die Tatsache ab, daß das Haus ursprünglich nur eine Fläche von 6 auf 6 m belegte, sich also turmartig präsentierte. Die Kellermauern waren von ähnlicher Bauart wie bei den Kellern an der Augustinergasse, aber um sehr vieles sorgfältiger und solider. Der Keller besaß bereits ein Steingewölbe. In gut zwei Meter Höhe befand sich in der Hausmauer ein kleines Fenster mit schrägem Gewände (F), wie es für das Bündnerhaus noch heute charakteristisch ist. Auf der Höhe seines Gesimses verlief eine Reihe mit Ziegeln vermauerter Löcher, in denen einmal Balken eines Vordaches eingelassen waren. Wollte man in einem solch turmartigen Haus den karg bemessenen Wohnraum nicht allzusehr schmälern, so mußte die Treppe steil, wenn nicht fast leiterartig gehalten oder irgendwo an der Außenseite angebracht gewesen sein. Das fensterlose Erdgeschoß hat man sich wahrscheinlich als schopfartigen Mehrzweckraum zu denken (Abb. 26, oben).

Die eigentliche Entwicklung zum gotischen Altstadthaus des oben beschriebenen Typs dürfte im Verlauf des 14. Jahrhunderts eingesetzt haben, indem nun auch der bisher freie Vorplatz überbaut wurde. In der Rittergasse 16 besaß dieser Vorbau noch deutlich den Charakter eines Ökonomiegebäudes; denn in seiner Giebelwand fanden sich schmale Schlitzöffnungen, wie sie Holzschöpfen und Heuschobern für gute Durchlüftung eigen sind. Nach diesem Anbau hätte sich die Liegenschaft dann ungefähr wie folgt präsentiert (Abb. 26, Mitte): Das Hinterhaus nun reines Wohnhaus, gegen die Straße hin ein Holzschopf oder Heuschober, dazwischen ein kleiner Innenhof.

Dieser Ausbau machte möglich, das Wohnhaus komfortabler auszugestalten: Das Erdgeschoß war durch den Bau des Schopfes

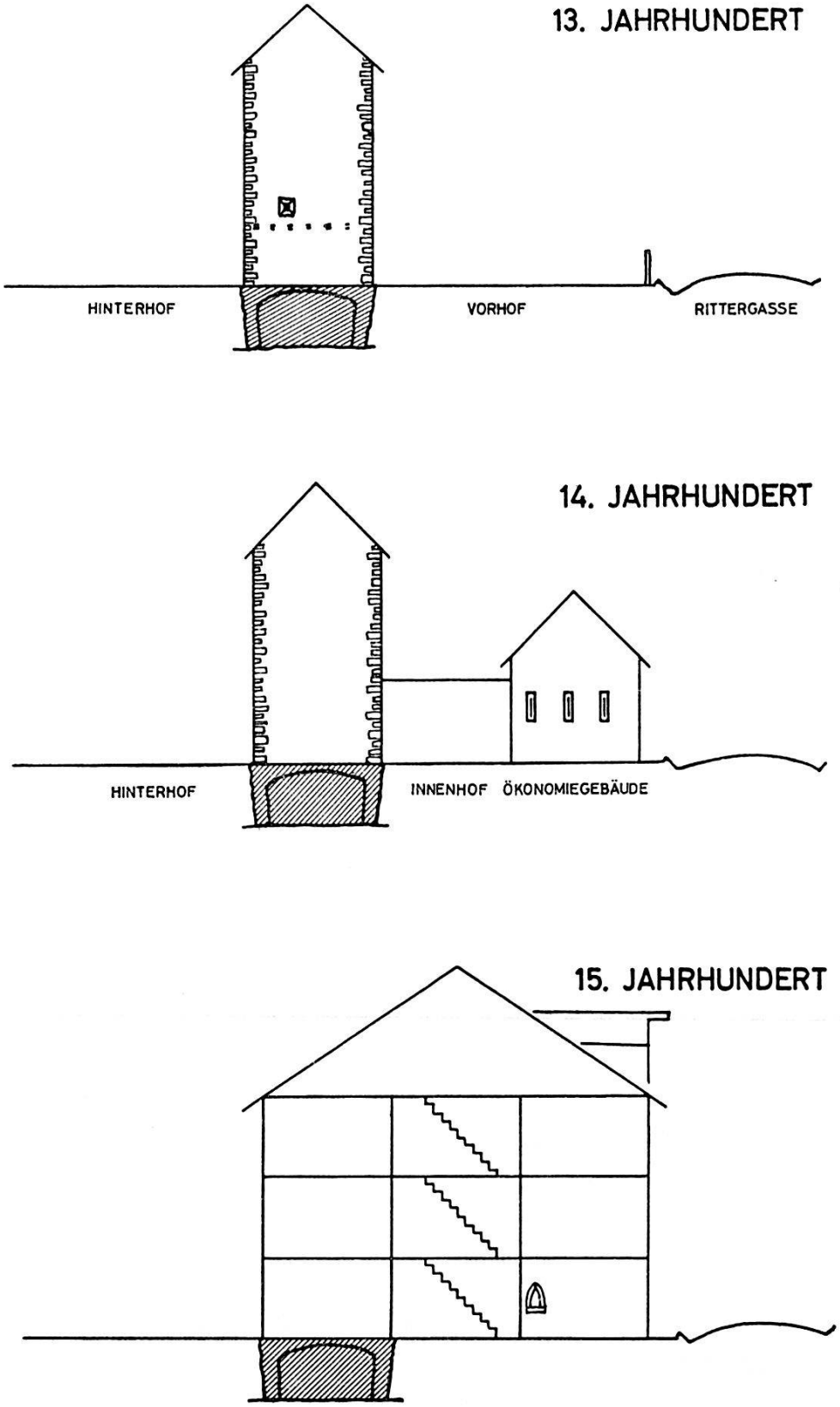


Abb. 26. Rittergasse 16: Schematische Darstellung der einzelnen Entwicklungsphasen des gotischen Stadthauses anhand der Beobachtungen Rittergasse 16. Entwurf R. Moosbrugger-Leu.

seiner Mehrzweckaufgabe entledigt. Es dürften weitere Fenster ausgebrochen worden sein. Bei dieser Gelegenheit wurden ein paar Töpfe mit ausgeprägtem Karniesrand eingemauert, die es uns erlauben, diese Umbauten ins 14. Jahrhundert zu datieren (Abb. 27). Ein einmaliger Glücksfall. All diese Dinge sind letztlich Ausdruck und Folgeerscheinung des rasch sich spezialisierenden Handwerkertums und des dadurch erzielten technischen Fortschrittes: Man verstand nicht nur die Fenster besser zu verglasen, sondern auch die Räume besser zu beheizen. Es ist die Umbruchzeit von der einfachen Topfkachel zur figürlich verzierten Stirnkachel. Damit wuchs zwangsläufig der Verbrauch an Brennmaterial. Von hier aus wird nun auch der Bau eines speziellen Ökonomiegebäudes verständlich. Kurz: eines zog das andere nach. Daß es sich bei diesem Ökonomiegebäude anfangs wirklich nur um einen Schopf gehandelt hatte, zeigte sich übrigens auch in seiner leichten Fundation. Seine Grundmauer lag unmittelbar auf einer lockeren Leistenziegel-Schuttschicht des 2. und 3. Jahrhunderts, unter der ungestört weitere römische Schichten durchzogen, und zwar in der Mächtigkeit von rund einem Meter. Später wurde auf diesem schwachfundierten Gemäuer frohgemut weiter aufgestockt. Und damit kommt die Entwicklung des Altstadthauses in die entscheidende Phase.

Ausdruck der steigenden Ansprüche und zunehmenden Spezialisierung ist die Herausbildung eines reinen Wohnhauses, dessen Besitzer nun voll auf die Versorgung durch Dritte angewiesen war; am besten daraus ersichtlich, daß der Keller nicht mitwächst. Nun wird auch der Schopf aufgestockt und zum Wohnhaus umgestaltet, wahrscheinlich im Wissen um die Schwäche des Fundamentes unter vermehrter Verwendung von Fachwerkbau. – Nach den Beobachtungen Rittergasse 16 braucht die Entwicklung also durchaus nicht vom reinen Holzbau über den Fachwerkbau zum Steinbau zu gehen. Umgekehrt darf auch dieser Befund sicherlich nicht verallgemeinert werden. Doch dies nur nebenbei. – Durch die Aufstokkung des Vorderhauses entsteht nun ein zweiter, der vordere Wohnzimmertrakt, mit dem hinteren durch einen Laufsteg verbunden, der den alten Innenhof überspannt, in dem auch die Treppe installiert wird. Wie sich noch zeigen wird, darf als Zwischenstufe ruhig mit freien Treppen und Galerien in offenem oder halbverdecktem Innenhof gerechnet werden. Gleichzeitig ist dies der ideale Platz für den Einbau der Küche. Diese Innenbauten änderten sich auch nicht, als sich das Dach über dem Innenhof schloß und die Treppe damit zu dem wurde, was wir gemeinhin mit dem Begriff «Treppenhaus» bezeichnen, das wahrscheinlich noch lange als offener Rauchabzug diente[127]. Jedenfalls weist auf dem Merian-Plan die Liegenschaft

Abb. 27. Rittergasse 16: Zwei in einer vermauerten Fensternische eingemauerte Töpfe. Durch ihren ausgeprägten Karniesrand, die hochgezogene Schulter und den eingedellten Boden sind sie dem 14. Jahrhundert zuzuweisen. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:3.

Rittergasse 16 wie hundert andere noch keinen Kamin auf.

Mit dem Zusammenschluß des Daches über dem Treppenhaus kehrte Dunkelheit im ehemaligen Innenhof ein. An der Rittergasse 16 wurde deshalb das eine Schlitzfenster im Erdgeschoß zur Kienspan-Nische umgebaut, während die oberen Treppengalerien vielleicht durch den spärlichen Lichteinfall einer Dachluke oder einer Stubentür im Halbdunkel lagen. Mit dem Zusammenschluß

[127] Im Meierhof in Riehen fungierte das Treppenhaus bis zu Beginn unseres Jahrhunderts als Rauchabzug. Der abziehende Rauch imprägnierte gleichzeitig das Dachgebälk und schützte es damit vor Insektenfraß.

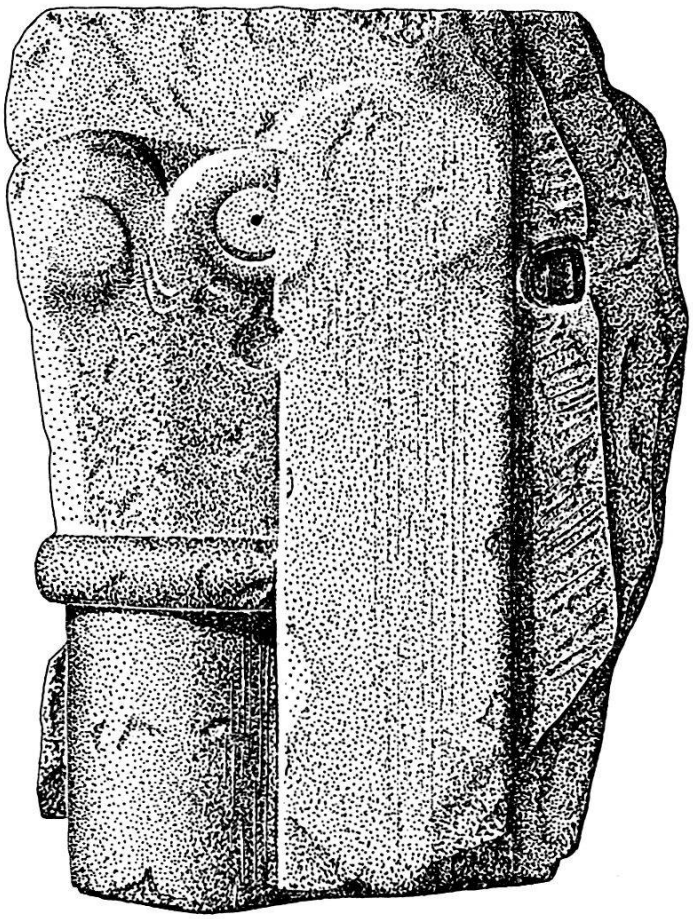


Abb. 28. Rittergasse 16: Fragment eines Fenstergewändes aus grauem Sandstein aus der Zeit um 1200. Es fand sich in der Fassadenmauer in horizontaler Lage vermauert. Wahrscheinlich dürfte es aber von einem Fassadenfenster des Althauses stammen, das beim Umbau ausgebrochen und beim Erweiterungsbau als Bruchstein verwendet wurde. Gezeichnet von W. Geiger. – Maßstab 1:3.

des Daches (Abb. 26, unten) gewann man einen großen Estrichraum, der zumindest in bezug auf das Brennholz die Funktion des ehemaligen Ökonomiegebäudes übernahm. Bisweilen erhielt es in der Form von Dachausbauten mit Aufzug wieder architektonische Gestalt am selben Ort aber nun auf ganz anderer Ebene. Rittergasse 16 kennt diesen Ausbau nicht, hingegen das Nebengebäude.

Auch hier erlaubt wieder ein glücklicher Umstand, sagen zu können, daß diese Entwicklung spätestens zu Beginn des 16. Jahrhunderts ihren Abschluß gefunden haben muß. Im Hausgang, also an der Stelle, wo im 14. Jahrhundert der Schuppen stand, fand sich ein Rest von Wandmalerei mit Schulter und Kopfpartie eines bekränzten Jungmannes im Wams. Die dazugehörige Anschrift lautet: «cůrat lipss von totnů 1533». Damit ist ein sicherer Endpunkt markiert; die Entwicklung des gotischen Altstadthauses dürfte aber wahrscheinlich im Wesentlichen schon gute hundert Jahre früher abgeschlossen gewesen sein. Andererseits ist durch die in der

Fassadenmauer an der Rittergasse vermauerte Spolie – es handelt sich um ein Fenstersäulenfragment mit Kapitell aus der Zeit um 1200 (Abb. 28) – das innere zeitliche Verhältnis zwischen hinterem und vorderem Trakt deutlich gegeben.

Es sei mit aller Deutlichkeit hervorgehoben, daß es sich bei diesen Darlegungen lediglich um einen ersten skizzenhaften Umriß handelt, den es noch zu differenzieren, präzisieren und namentlich zu erhärten gilt. Ihr Sinn ist, die Aufmerksamkeit in dieser Richtung zu schärfen.

Immerhin können schon heute zwei Argumente für die aufskizzierte Entwicklung ins Feld geführt werden. Das erste wäre die Überbauung längs des Gerbergäßleins. Die Besiedlung dieses Talhanges setzt ungefähr zur nämlichen Zeit ein wie jene im vorderen Teil der Rittergasse. Es müßte also auch hier zunächst an zwei- bis dreistöckige Häuser von relativ kleinem Grundriß gedacht werden, die erst im Verlaufe des 14. oder 15. Jahrhunderts tendierten, sich straßenwärts auszudehnen. Dieser Ausdehnungstendenz kam hier jedoch der Lauf des Rümelinbaches in die Quere (Abb. 29). Wollte man mit der Zeit gehen, so mußte dieser alte Gewerbekanal überwölbt werden. Dies ist denn auch geschehen, und zwar in der Form eines Backsteingewölbes[128]. Nach meinen bisherigen Erfahrungen sind aber Backsteine dieser Art erst seit dem 15. Jahrhundert bekannt; möglich, daß sie sich auch für das 14. Jahrhundert nachweisen lassen. Die Backsteine des 13. Jahrhunderts auf jeden Fall sind von ganz anderer Materialzusammensetzung, Knet- und Brandart. Mit andern Worten: Die Überdeckung des Gewerbekanals und damit auch die Vergrößerung der Häuser kann frühestens im 14. Jahrhundert ausgeführt worden sein; nach den bisherigen Beobachtungen ist sogar eher an das 15. Jahrhundert zu denken.

Ein weiteres Argument für unsere Ansicht erbringen die Liegenschaften Peterskirchplatz 14 und Petersgasse 52, 54 (Taf. 12). Wie die Analyse der Liegenschaft Petersgasse 50 zeigen wird, dürfte es sich dabei ursprünglich um zwei Parzellen von ähnlicher Ausrichtung und Grundlage gehandelt haben. Es empfiehlt sich deshalb, kurz die Liegenschaft Petersgasse 50 zu betrachten.

Sie gehört zu den typischen dreiteiligen Altstadthäusern mit hinterem und vorderem Wohnzimmertrakt und dem dazwischen gespannten Treppenhaus mit Küche. Nach den Beobachtungen an der Rittergasse 16 ist der hintere, unterkellerte Wohntrakt als der alte Hauskern zu taxieren. Auch hier besteht der vordere Trakt aus leichtem Fachwerk, dessen Grundschwelle fundamentlos auf der

[128] BZ 71, 1971, Tafel 3, unten.

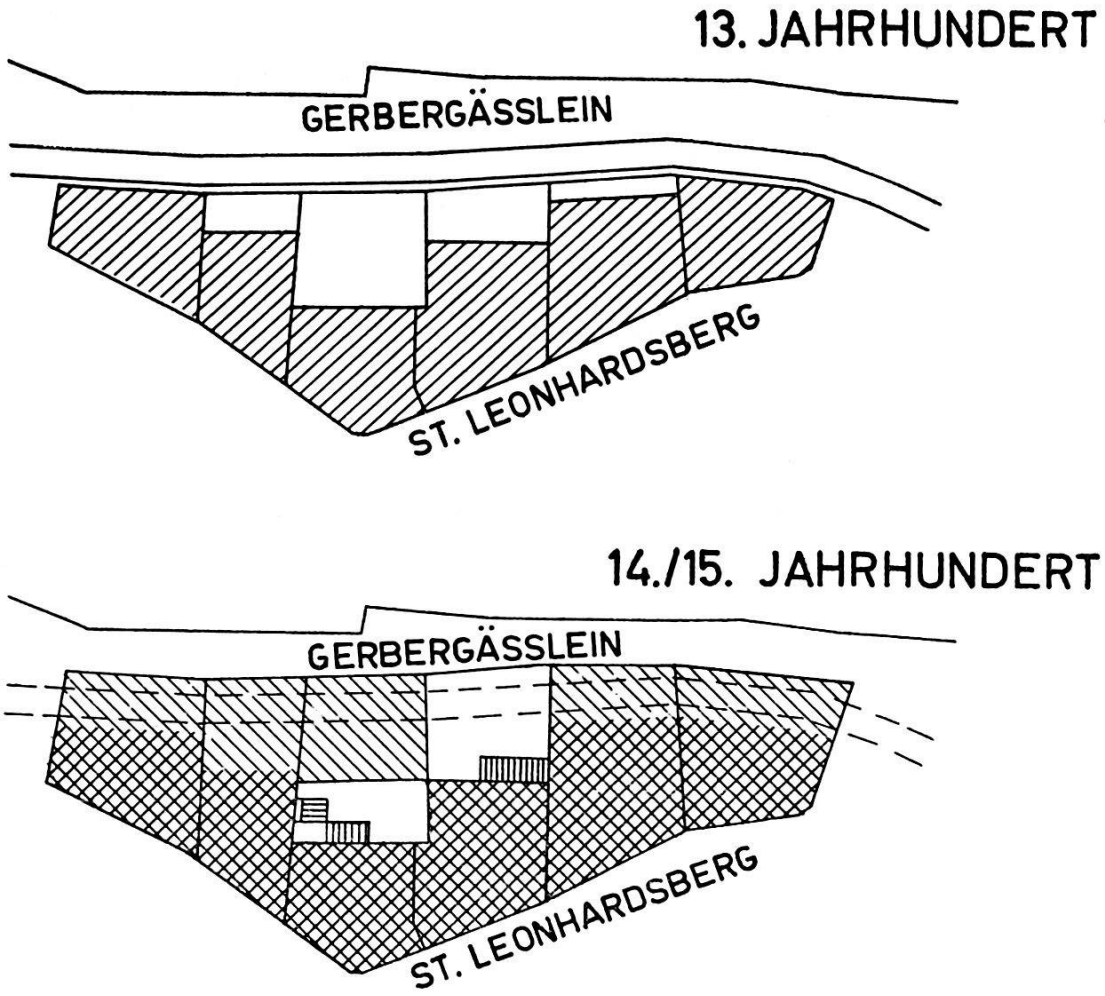


Abb. 29. Gerbergäßlein: Wachstum der Liegenschaften über den Rümelinsbach hinweg.

Gartenerde ruhte; also genau die gleiche Situation wie an der Rittergasse 16. Wir wurden auf die Baustelle gerufen, weil bei Kanalisations- und Fundationsarbeiten im vorderen Teil des Hauses glasierte Keramik des 14./15. Jahrhunderts zutage kam. Sie belegt, daß es sich auch hier beim straßenwärtigen Wohntrakt um einen jüngeren Anbau handelt. Wahrscheinlich bildete die Liegenschaft Peterskirchplatz 14 ursprünglich je hälftig den Hausplatz zu den beiden Hofparzellen Petersgasse 52 und 54, deshalb auch die Unterkellerung der ganzen Liegenschaft Peterskirchplatz 14 (Taf. 12).

Durch die jüngste Überbauung der Hofplätze Petersgasse 54 und 52 drohte dem Hinterhaus die Schildbürgerei, in fensterlosem Dunkel zu versinken; denn es konnte kein Licht aus dem Hinterhof einer Nachbarliegenschaft empfangen wie der alte Hauskern der Liegenschaft Petersgasse 50 – übrigens seit alters her Anlaß zu nachbarlichen Streitereien, wie mir berichtet wurde[129]. So blieb

[129] Zur Hausgeschichte Petersgasse 50 vergleiche Basler Nachrichten Nr. 293, 21 vom 9. 9. 1972.

nichts anderes übrig, als den Binnenhof zwischen «Vorderhaus» Petersgasse 52 und «Hinterhaus» Peterskirchplatz 14 offen zu lassen. Dem vollen Ausbau standen hier also äußere Umstände entgegen. Sie bewirkten, daß uns eine interessante Zwischenphase in der Entwicklungsgeschichte des gotischen Altstadthauses erhalten geblieben ist.

Noch ein Wort zum Ausdruck «*Altstadthaus*». Er ist dahin zu verstehen, daß es sich um einen spezifisch städtischen Haustypus handelt, etwa im Gegensatz zum Landhaus, der sich im Verlaufe des späten Mittelalters herausbildete. Es ist nicht gemeint, daß dies der einzige damalige städtische Haustyp gewesen sei. Zudem ist zu erwarten, daß dieser Grundtypus je nach Zweck oder Bewohnerschaft sehr unterschiedlich ausgestaltet gewesen sein dürfte.

Das Ergebnis dürfte auch stadtgeschichtlich von gewisser Bedeutung sein. Der Petersberg, d. h. die Talflanke ist Altsiedelgebiet. Die Terrassenkante mit dem Straßenzug Nadelberg-Petersgasse wird erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts belegt; dazu gehören die Liegenschaften Petersgasse 50–54. Doch dies nur nebenbei zur Vermeidung von Mißverständnissen. Wahrscheinlich verschwanden damals die Holzbauten der Hangsiedlung in wenigen Jahren, um einer großzügigen Neuüberbauung Platz zu machen. Indiz dafür könnte die strengrechteckige Anordnung der Straßenzüge: Kellergäßlein – Imbergäßlein und Nadelberg – Schneidergasse – Stadthausgasse sein. Eine ähnlich strenge Straßenordnung läßt sich im Kleinbasel beobachten, und zwar in jenem Teil, welcher der zweiten Siedlungsphase nach der Jahrhundertmitte zuzuweisen ist[130]. Im Kontrast zum strengen Gründerschema stehen die älteren, geschwungen verlaufenden Straßenzüge wie Rheingasse und Webergasse; das Pendant am Hang des Petersberges wäre das Totengäßlein. Wenn auf Großbasler Seite das Gründerschema weniger klar hervorsticht, so muß der Grund letztlich darin gesehen werden, daß hier die Dinge sehr viel komplizierter lagen als im Kleinbasel, wo ins Grüne hinaus Neuland abgesteckt werden konnte. Zudem galt es hier ältere, in sich geschlossene Siedlungszentren wie St. Andreas sinnvoll ins Schema einzubeziehen.

Auf jeden Fall ist bemerkenswert, daß sich das strenge Straßenschema auf Großbasler Seite nur in dem Gebiet findet, das bis ins 12. Jahrhundert durch Holzbauten belegt war[131]. Ist dies reiner

[130] BZ 71, 1971, 192.

[131] In diesem Zusammenhang gewinnen die Funde an der Sattelgasse (BZ 64, 1964, XXXI) ganz neuen Aspekt, auch wenn es sich nur um ein paar Quadratmeter handelt.

Zufall oder vielleicht Niederschlag einer Art mittelalterlicher Stadtsanierung?

Auch wenn diese Betrachtung in Fragezeichen endet, hielt ich die Skizzierung einer möglichen Entwicklung des Altstadthauses doch für notwendig. Nicht zuletzt aus dem einfachen Grund, damit wir uns mit der Enge romanischer und frühgotischer Wohnverhältnisse vertraut machen; Vorstellungen, die uns entschieden Mühe bereiten[132].

Der Kantonsarchäologe:

R. Moosbrugger-Leu

Durch die Kommission für Bodenfunde genehmigt am 15. September 1972.

Der Präsident:

K. Heusler

[132] Vielleicht darf in diesem Zusammenhang auf zwei Gebäulichkeiten aufmerksam gemacht werden, die nicht von hohem Alter sind und zudem in ländlicher Gegend liegen, die aber doch zeigen, daß sich selbst bis in jüngste Zeit sehr ähnliche Wohnverhältnisse gehalten haben: Taunerhaus im Oberdorf von Egringen (D) 7,7 auf 4,1 m; Rathaus in Fischingen (D) 4,7 auf 4,3 m. Auch in Holland lassen sich noch Wohnverhältnisse finden, die sich punkto Fläche durchaus mit der im frühgotischen Hauskern an der Rittergasse 16 (6 auf 6 m) und Petersgasse 50 (6 auf 5 m) vergleichen lassen.

Es stellt sich damit die Frage, ob nicht im adeligen Wohnturm, wie er sich in romanischer Zeit auf den Burgstellen herausbildete, das Vorbild zum steinernen, frühgotischen, turmartigen Stadthaus vom Typus Rittergasse 16 zu sehen ist?